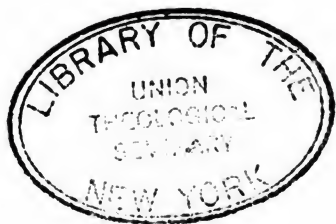


**ALTES UND NEUES
AUS INDIEN: AUS
MISSION LEUPOLTS
"ERINNERUNGEN"**

A. Wenger





AUG 19 1886

Altes und Neues aus Indien.



Missionar C. W. Leupolt. in *Basel und Luzern*

Preis 30 Cts. = 25 Pf.

Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1880.



Altes und Neues aus Indien.

Aus

Missionar Lepolts „Erinnerungen.“

Uebersetzt und zusammengestellt

von

A. Wenger,
Pfarrer in Egg.

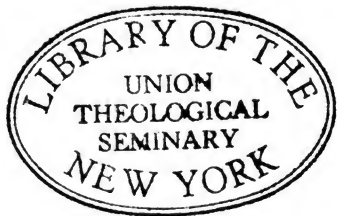


Missions-Museum
Bibl. Nr. 475

Basel.

Berlag der Missionsbuchhandlung.

1880.



Schulze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.

BV
3265
.W46
1880

700320/C-013312

86-B13312

Altes und Neues aus Indien.

Aus Missionar Leupolt's „Erinnerungen.“

Vor mehr als 30 Jahren erschien unter dem Titel: „Erinnerungen eines indischen Missionars“ ein Buch vom bekannten, aus dem Basler Missionshaus hervorgegangenen Missionar Leupolt. Damals waren es Eindrücke und Erfahrungen weniger Jahre, die der Verfasser zusammenstellte. Jetzt nach 40-jähriger Arbeitszeit im indischen Missionsfelde veröffentlicht derselbe Missionar gleichsam eine neue Auflage seiner Erinnerungen, und diese sind um so wichtiger, da der in der Arbeit ergrante Mann nicht mehr vom Säen allein, sondern auch vom Ernten reden kann, da er nicht mehr von Hoffnungen, sondern von Erfüllungen, nicht mehr von Idealen, sondern von Thatsachen redet; und wir lassen uns gewiß gerne Einiges berichten, was dieser gewissenhafte Arbeiter und Beobachter in seinen Feierabendstunden aus dem guten Schatze seiner Erfahrung Altes und Neues uns bietet. Ein Bergbesteiger weiß, daß er während seines beschwerlichen Marsches nie einen richtigen Blick der unter ihm liegenden Landschaft, des zurückgelegten Weges hat, er steht zu sehr in der Mühe und Beschwerde. Oben angekommen, entfaltet sich ihm das ganze Bild, und sein mühseliger Marsch wird vergessen über der lohnenden Aussicht. So muthen uns diese „Erinnerungen eines alten Mannes“ an, als ein Panorama von der Spitze des Berges gezeichnet.

1. Benares.

Was diese Erinnerungen um so zuverlässiger macht, ist der Umstand, daß der Verfasser seine ganze Zeit in ein und derselben Stadt zugebracht hat, in Benares, dem Herzen Indiens, der größten Festung brahmanischer Gelehrsamkeit, aber auch brahmanischen Götzendienstes. Diese Stellung von Benares macht die Missionsarbeit daselbst zu einer äußerst mühevollen, wenig fruchtbaren, aber um so bedeutungsvolleren; denn wenn da dem Heidenthum eine Wunde geschlagen werden konnte, so war es eine tödtliche.

Vor vielen Jahren redeten einmal die zwei Männer Lacroix und Lepoit über die Schwierigkeit der Arbeit in Benares, und letzterer beneidete seine Brüder in der Nachbarschaft, die unter den Bergstämmen mit so großem Erfolg arbeiteten. Am Schlusse der Unterredung rief der erfahrene Lacroix aus: „Nur fortgearbeitet, Bruder, nur fortgearbeitet; wenn auch alle Bergstämme sich bekehren, so hat das wenig Einfluß auf die Bekehrung der Hindus; wenn Benares und das Gangesthal fällt, dann fällt der ganze indische Götzendienst.“ Noch ein anderes Ereigniß machte in jenen Anfangsjahren dem seufzenden Missionar Wuth. Als er einst von den reisenden Erntefeldern in Krischnagar und in Tinneweli hörte und er dagegen sein unfruchtbares Arbeitsfeld in Benares überblickte, gieng er schweren Herzens in seinem Zimmer auf und ab. Zufällig nahm er ein Buch aus seiner Bibliothek und blätterte darin, als er auf eine Erzählung kam, die ihm später immer im Gedächtniß blieb. Ein englischer Geistlicher reiste auf Besuch nach Amerika. Eines Abends waren mehrere Prediger zu ihm geladen und das Gespräch drehte sich um die verschiedenen Arbeitsfelder. Alle hatten zu seufzen und zu klagen über die Unfruchtbarkeit; der eine wünschte eine andere

Pfarrei, der andere sogar ein anderes Land; wiederum einer wollte sich zurückziehen oder wäre am liebsten gestorben. Nur der englische Geistliche, der in treuer Arbeit ergraut war, schwieg stille. Zuletzt fragte man ihn, was er denn denke, ob er mit ihnen das gleiche Loos theile und einverstanden mit ihren Klagen sei. Er antwortete: „Nein, aber ich fürchte, ich hätte euch beleidiget, wenn ich euch widersprochen hätte.“ Sie drangen nun in ihn, sich auszusprechen. „Nun“, sagte er, „stellt euch vor, ich sei ein Landmann und befehle meinem Knecht, ein gewisses Stück Land zu pflügen. Mittags kommt derselbe heim und klagt, Meister das Feld ist so trocken und hart, und der Boden so schwer, daß ich nur gar langsam weiter komme; vom Morgen bis jetzt habe ich nur wenige Furchen gezogen, während mein Kamerad ein großes Stück gepflügt hat; gebt mir ein anderes Feld zum Bearbeiten, oder beschäftigt mich zu Hause. Wenn er so reden würde, meint ihr, ich würde nachgeben? ich würde sagen, thue deine Arbeit und überlaß mir das andere, ich weiß wohl, was für ein Feld es ist und welcher Erfolg der Arbeit erwartet werden kann; gehe hin und arbeite; am Abend werde ich dich heimrufen.“ — Diese einfache Geschichte las Leupolt in jenem Buche, dann fiel er auf seine Kniee mit der Bitte: „Herr hilf mir treu und fleißig sein in meinem Theil, du kennst Benares besser als ich.“ — Gott hat dieses Gebet gnädig erhört, er hat ihm einen langen Arbeitstag verliehen und ihn auch einige Furchen in den harten Boden ziehen lassen.

Benares ist schon deshalb von hoher Bedeutung für die Missionsarbeit, weil es Gelegenheit bietet, das Evangelium weit-
hin auszubreiten, ohne daß man die Stadt verlassen müßte. Es ist einer der heiligsten Plätze Indiens, und deshalb wall-
fahren jährlich viele Tausende aus allen Theilen des Landes dorthin. Die dort predigenden Missionare reichen deshalb mit

ihrem Worte weit über die Grenzen der Stadt hinaus, ja vielleicht weiter, als wenn sie das ganze Jahr predigend herumziehen würden. Die Wallfahrer bleiben gewöhnlich längere Zeit in Benares und hören so das Evangelium öfters. Leupolt konnte im Laufe der vielen Jahre öfters ermutigende Erfahrungen machen, daß der in Benares ausgestreute Same in abgelegenen Städten und Dörfern aufsproßte.

Auf einer Missionsreise gelangte er einst nach Katasghar, einer Stadt, die 120 Meilen südwestlich von Benares liegt. Wahrscheinlich noch nie vorher war der Fuß eines Missionars dorthin gekommen. Kaum aber hatte er sich dort ein Auditorium gesammelt und eine Ansprache gehalten, als ein Mann herbeikam und mit freundlichem Gruße nach seinem Ergehen sich erkundigte. Auf die Frage, ob und woher er ihn kenne, sagte er, „ich habe Sie und zwei andere Herren in Benares predigen hören.“ Dieser Mann hatte auch Vieles verstanden und behalten, er hatte, wie er sagte, gelernt einen Unterschied zu machen zwischen den Menschwerdungen ihrer Götter und dem Herabkommen Jesu Christi vom Himmel: die ihrigen seien gekommen zu verderben oder ihren Lüsten zu fröhnen, Christus dagegen ein heiliges Vorbild zu lassen und eine Erlösung zu stiften.

Weiterhin führte ihn sein Weg zu einer im Bau begriffenen Brücke. Während er die Arbeit betrachtete, kam ein Zimmermann herbei und fragte ihn nach der ersten Begrüßung, ob die neue Kirche in Benares schon fertig sei. Er war vor nicht langer Zeit in Benares, und damals interessirte ihn der Bau einer Kirche mehr als die Tempel der Götter. „Was haltet Ihr denn von diesem Gebäude“, fragte Leupolt. „Ich gieng hinein“, erwiderte er, „und da ich kein Götzenbild sah, frug ich meinen Begleiter, was denn angebetet werde. Ein einfacher Arbeiter erklärte mir, daß ihr den Einen wahren Gott verehret, der ein

Geist sei, und den man im Geist und in der Wahrheit anbeten müsse.“ — Solchen Zeugen der erfolgreichen Predigt in Benares begegnete Leupolt noch oft auf seinen Reisen.

Wenn Leupolt predigend das Land durchzog, so gab seiner Person das stets ein großes Ansehen, daß er ein Kashwala (Benares-Bewohner) war; sobald es irgendwo bekannt wurde, daß ein solcher in das Dorf gekommen sei, so strömten Gelehrte und Ungelehrte, Hohe und Niedere herbei, um diesen Bevorzugten zu sehen; sogar auf die Knechte und die Wagentreiber floß ein Theil des Ansehens über, und die letzteren erzählten noch lange Zeit hernach, daß sie einst einen Benaresbürger geführt hätten, oder wenigstens dessen Gepäck. — Auf einer Erholungsreise, die unser Berichterstatter einst in den Süden Indiens, wohl 1500 Meilen von Benares entfernt, machte, besuchte er mit einem Missionar der Londoner Missionsgesellschaft eine Abendsschule, da etwa 60 junge Männer zum Lernen zusammen kamen. Kaum aber wurde es bekannt, daß der Gast ein Kashwala sei, so kamen Männer aus allen Theilen des Ortes zusammen und Leupolt konnte der ehrfurchtsvoll zuhörenden Menge mittelst eines Dolmetschers das Evangelium anpreisen. Am Schlusse hatten sie eine wichtige Frage, die sie, wie es scheint, lange beschäftigt hatte, und über die sie nun gewissen Aufschluß zu erhalten hofften. Pilgrime hatten die Nachricht dorthin gebracht, daß die aus Stein gehauenen Stiere, die vor jedem Tempel in Benares liegen, alles Gras und Heu, das man ihnen vorsetze, sogleich verschlingen; ob dieses denn sich so verhalte? Leupolt konnte ihnen sagen, daß vor jedem Tempel solche steinerne Ochsen seien, daß er aber in 30 Jahren noch keinen habe Gras essen sehen. Hingegen wolle er ihnen eine wunderbare Eigenschaft des Gangeswassers von Benares erzählen. Ein Pilger, sagte er, nahm einst zwei Gefäße dieser kostbaren Flüssig-

feit mit sich von Benares auf den Heimweg, um den Seinigen den Segen des Gangeswassers zukommen zu lassen. Unterwegs konnte er der Versuchung nicht widerstehen, um theures Geld in allen Märkten und Städten, die er berührte, von dem segensreichen Wasser abzugeben, aber als er nach einer Reise von 400 Meilen endlich in seine Heimat gelangte, waren die Gefäße gerade so voll, wie er sie von Benares mitgenommen hatte; das sei eine verbürgte Thatsache. Die einen staunten über dieses „Wunder“; andere aber wagten zu sagen, Wasser gebe es überall, und das Gangeswasser lasse sich nicht leicht von anderem unterscheiden.

Die Wichtigkeit der Missionsarbeit in Benares, sowie die Möglichkeit, durch die Predigt daselbst in die entferntesten Orte zu dringen und endlich das Ansehen, das ihm durch sein Wohnen in jener heiligen Stadt zukam, söhnte Leupolt mit dem äußerlich so geringen Erfolg seiner Arbeit dort aus. Zudem hielt er sich an Gottes Verheißungen und an seinen Befehl, der von den Seinen eben nur Treue verlangt.

2. Sinst und Jekt.

Wer ein Menschenalter hindurch in Indien gelebt und wie von einer Warte herab alles mit liebendem Auge und theilnehmendem Herzen verfolgt hat wie der greise Leupolt, der kann doch von tiefgehenden Veränderungen in mancherlei Beziehungen reden. Lassen wir uns von ihm das Wichtigste vor Augen führen.

Zuerst redet er von den äußern Verhältnissen Indiens damals und jetzt. Seit 1843, da Leupolt seine ersten „Erinnerungen“ schrieb, kam zu den englischen Besitzungen das ganze Pandschab, das Königreich Audh und einige kleinere Fürsten-

rhümer hinzu, ein Gebiet ungefähr von der Ausdehnung von ganz England, Schottland und Irland zusammen; und die verständigeren Klassen Indiens wünschen bald nur eine Farbe zu sehen auf der indischen Landkarte, zum Zeichen, daß alles unter einer, nämlich der englischen Herrschaft sei. Doch wurden diese Annexionen nicht nach der frühern indischen Weise gemacht, bei der alle Glieder der betreffenden fürstlichen Familie ausgerottet wurden, sondern die abgesetzten Fürsten erhielten und erhalten zum Theil noch reichliche Pensionen, und das Volk achtet die englische Regierung um solcher Gerechtigkeit willen hoch.

Der Anbau des Landes wird auch in viel größerem Umfange betrieben als früher; große Länderstrecken, die früher Weide oder Busch waren, sind zu Fruchtfeldern umgewandelt. Doch könnte noch viel mehr geschehen, besonders durch eine richtige Bewässerung und gute Entsumpfung. Es ist schon behauptet worden, Indien könnte die ganze Welt mit Getreide versehen. Trotzdem aber, daß jetzt viel mehr Land angebaut ist, haben sich die Preise der meisten Lebensmittel verdoppelt und verdreifacht, dem entsprechend auch die Arbeitslöhne, und im Ganzen leben die Leute viel besser als früher. — In den Hügeln und Bergen wurde in den letzten drei Jahrzehnten sehr viel Wald ausge- reutet und Thee- und Kaffeepflanzungen angelegt, was natürlich auch auf den Handel wieder hebend und belebend einwirkt.

Eine große Veränderung im Aeußern des Landes haben die neuen Verkehrsmittel, die Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen zu Wege gebracht: sie alle tragen dazu bei, den alten Götterglauben zu zerstören. — In Benares wurde einst ein Vortrag gehalten über die Herrlichkeit der Zeiten Ramas. Der Redner führte als Beweis an, daß Rama innerhalb neun Monaten mit seinem Heere von Andh nach Madras gekommen sei und alle Hindernisse überwunden habe. Ein Anwesender

aber erwiderte: „Unser Kommissär reiste kürzlich ebenfalls nach Madras und zwar mit dem Umweg über Kalkutta, in einem Dampfschiff, aber er brauchte nicht 9 Monate, sondern in 3 Tagen war er dort und unterwegs genoß er alle Bequemlichkeit, fast wie zu Hause.“ Da müssen dann die Vertheidiger der alten Götter freilich schweigen. Die neuen Wunder sind eben größer als die alten.

Zu Anfang wurde häufig der Lokomotive göttliche Verehrung dargebracht, und es kamen Fälle vor, daß die Anbeter über ihrem Gottesdienst ihr Leben verloren. Keupolt hörte einst einen Hindu, der Kalkutta besucht hatte, seinen Freunden eine Beschreibung machen von diesem Wunderdinge. „Ich mußte,“ erzählte dieser, „nach Kalkutta reisen, und da ich schon viel von Eisenbahnen gehört hatte, so wollte ich recht erkunden, wie die Engländer solche eiserne Straßen machen können, auf welchen die Ochsen nicht ausgleiten. In Ranigandscha schaute ich überall aus, aber vergebens, und als ich mich darnach erkundigte, wies man mich in ein sehr langes Gebäude, in welchem ich zwei eiserne Bänder dem Boden entlang liegen sah und eine lange Reihe von Wagen, die durch ungeheure eiserne Ketten miteinander verbunden waren. Wie es den Europäern möglich sein konnte, Pferde oder Ochsen zu dressiren, daß sie auf den schmalen Eisenstäben laufen sollten, war mehr als ich begreifen konnte, die meinigen wenigstens hätten es nie gelernt! Ich mußte nun ein Billet kaufen zu einem ungemein niedrigen Preise. Während ich bei mir selbst überrechnete, wie viele Paar Ochsen wohl nöthig sein würden, diese Menge von Wagen zu ziehen, wurde ich erschreckt durch das Schnauben und Heulen eines furchtbaren Ungethüms, das mit großer Schnelligkeit an die Wagen herankam und denselben einen solchen Stoß gab, daß alle rückwärts wichen. Dieses Ungeheuer verhielt sich aber ganz

ruhig, während es mit mächtigen Ketten angebunden wurde. Man ließ mir weiter keine Zeit, mich zu besinnen, ob ich mich solchem Thiere anvertrauen wolle, ich wurde in einen Wagen gedrängt und fieng daselbst an am ganzen Leibe zu zittern. Nun erscholl ein Pfeifen, wie von hundert Elephanten, und vorwärts gieng's schnaubend und leuchend im Anfang, aber bald so sanft und ruhig, daß man es kaum noch spürte. So gieng es bis zur nächsten Stadt. Da wurde das Ungeheuer wieder unruhig, es schien durstig zu sein, und man spannte es los, führte es zu einem hohen Thurm und gab ihm manchen Eimer voll Wasser zu trinken; hernach bekam es Körbe voll eines schwarzen Stoffes, und nachdem es genug getrunken und gegessen hatte, gieng es unaufhaltsam weiter, als ob es nie müde werden könnte, und ehe wir's uns versahen, waren wir in Kalkutta angelangt."

Jetzt wissen freilich die meisten Hindus mehr davon, als daß sie die Eisenbahn anbeten würden wie einen Gott; aber auch jetzt noch ist sie eine gute Lehrmeisterin und dient zur Untergrabung manches Aberglaubens. Von Pünktlichkeit hatten die Hindus keinen Begriff: die Eisenbahn lehrt sie, daß auf keinen Menschen gewartet wird und man sich genau an die Zeit halten muß. Ferner ist sie eine Zerstörerin aller Kastenunterschiede. Früher mußten gewisse Kasten weit vom Wege ausweichen, wenn ein Höhergestellter des Weges kam; jetzt sitzen sie im gleichen Wagen, vielleicht auf der gleichen Bank. Ein intelligenter Eingeborner sagte einst zu Leupolt: „Wissenschaft und alles stellt sich gegenwärtig unserer Religion entgegen, sogar die Eisenbahn. Ihr wißt, daß kein gemeinsames Glaubensbekenntniß uns zusammenbindet, sondern bloß Sitte und Kaste; ein Mensch kann glauben was er will, wenn er sich nur den Kastenvorschriften fügt. Dies ist aber jetzt unmöglich gemacht. Früher mußte man beim Astrologen um's Geld erkunden, welches die glücklichste

Stunde zur Abreise sei. Jetzt fragt man den Fahrtenplan, wann der Zug abfährt, und muß reisefertig sein, ohne die Sterne zu berücksichtigen. Während des Fahrens werden wir hungrig und durstig; Zeit um auszustiegen oder gar um, auf der Erde sitzend, ohne Zuschauer unsere Mahlzeit einzunehmen, wie das unser Gesetz vorschreibt, ist unmöglich. Da machen wir es den Europäern nach und essen und trinken lieber vor andern, als daß wir hungern. Woher auf der Reise Wasser erhalten? Geweihte Teiche gibt es schon, aber nicht an der Eisenbahnlinie und auf den Haltstationen. Wir kaufen eben von dem angebotenen Wasser, ohne zu fragen, woher es sei. Die Brahmanen sagen freilich, das älteste Gesetz erlaube solches, aber ich mag nicht fragen, wo es geschrieben steht, denn wohl Niemand könnte es sagen. — So wird durch die Eisenbahn aller Glaube untergraben und alle Sitte gelöst und die Kastenregel mit Füßen getreten.“ Nicht so tief in's Kastenleben greifend wie die Verkehrsmittel des Dampfes zu Land und zu Wasser, aber dennoch die Bande und Vorurtheile lösend, ist die Thätigkeit des Telegraphen. Das sind alles Fortschritte, die innerhalb eines Menschenalters geschehen sind, also in die Beobachtung unseres Berichterstatters fallen, und von denen er bezeugen kann, wie bedeutend sie zum Sturze des eigentlichen Gögendienstes mitwirken.

Als Leupolt den ersten Theil seiner Erinnerungen niederschrieb, geschah es zur Zeit der alten ostindischen Kompagnie. Als diese im Jahre 1857 den furchtbaren Aufstand nicht dämpfen konnte, kam Indien am Ende des Jahres 1858 unter die Regierung der englischen Krone, der Königin Viktoria, die ja neulich den Titel „Kaiserin von Indien“ angenommen hat. Die Eingebornen machten sich eigenthümliche Vorstellungen von der „Kumpani“; einige hielten sie für eine uralte Dame, die verborgen und zurückgezogen lebe, welcher aber alle Einkünfte zukämen; andere

glaubten, es sei der Name eines Barons oder Pachtherrn, der der Regierung eine gewisse Summe bezahle für das Recht, die Leute auszufaugen und zu bedrücken. Als nun die Königin die Regierung des Landes übernahm, herrschte fast überall große Freude, denn man erwartete jetzt allgemein eine Entlastung von allen Steuern und hoffte auf größere Freiheiten. Statt dessen blieben die bisherigen Landtaxen, dazu kam noch die Einkommensteuer und Municipalsteuer, von denen man früher nie etwas gehört hatte. Viele öffentliche Arbeiten waren bisher im Frohdienste verrichtet worden, wodurch natürlich alles auf die Schultern der niedrigen, schon genug gedrückten Klassen gelegt wurde. Jetzt sind die Steuern gleichmäßig vertheilt, aber für alle sind sie drückend; der Reiche und Vornehme, der früher sich derselben zu entziehen mußte, ist in Mitleidenschaft gezogen worden, und dem Aermern scheint es schwerer zu werden, eine baare Geldsumme zu geben, als die frühern schweren Frohdienste zu leisten. Dazu kommt noch die bedeutende Steigerung der Lebensmittelpreise, die genauere Kontrollirung der Beamten, strengere und gerechtere Bestrafung der Schuldigen und vieles Andern, was den Heiden eben gar nicht gefällt. Man kann sich daher kaum sehr darüber wundern, wenn viele Hindus sich bis heute noch nicht mit jener Veränderung ausgesöhnt haben. Auf der andern Seite muß zugegeben werden, daß viel mehr Luxus getrieben wird als früher, daß Leute im Wagen fahren, die früher zu Fuß giengen oder sich in zweirädrigen niedrigen Karren fortbewegen ließen, daß die Armen vielfach in besser gebauten Häusern wohnen, messingene und kupferne Gefäße besitzen, anstatt der frühern irdenen, daß silberne Zierrathen zur Schau getragen werden, wo bisher bloß Messing und Eisen zu sehen war. Das sind Beweise, daß Indien nicht ärmer ist als früher, sondern daß im Gegentheil sein Wohlstand sich gehoben hat.

Daß ein Mann, der so lange in dem heiligen Benares zugebracht hat, den Veränderungen, die in dieser Stadt sich zutragen, ein besonderes Kapitel seiner Erinnerungen widmet, wird jedermann gerechtfertigt finden, besonders wenn die Wichtigkeit der Stadt in's Auge gefaßt wird; es ist ja das Herz des religiösen Lebens Indiens.

Benares war seit Menschengedenken in den Augen vieler Millionen von Hindus der Mittelpunkt der Erde, um den sich alles andere drehte. Der Unterricht in der Volksschule hat Benares von dieser Höhe herabgestürzt und diese Stadt an den richtigen Platz in der Geographie der Erde gestellt. Auch durch die Eisenbahn hat sie viel von ihrem alten Nimbus verloren. Wer von Kalkutta nach Delhi oder umgekehrt reiste, den führte seine Straße durch Benares, und wenn immer möglich, wurde ein Halt daselbst gemacht. Die indische Eisenbahn vermeidet eher die großen Städte, als daß sie dieselben sucht, weil diese meist Brutstätten allerlei ansteckender Krankheiten sind; deshalb ist auch die Eisenbahnstation Benares etwa zwei Stunden von der Stadt entfernt. Benares hat dadurch viel eingebüßt, und auch eine Zweigbahn wird den Verlust keineswegs wieder ersetzen. Die Heiligkeit von Benares bestand zum Theil in der großen Zahl von Brahmanen, die sich daselbst aufhielten. Seitdem diese Erdengötter von ihrer Höhe herabgestürzt worden sind durch die Predigt des Evangeliums und die allgemeine Aufklärung, seitdem das Volk nach Beweisen ihrer Göttlichkeit fragt und sie als sündige Sterbliche erkannt worden sind, — seit dieser Zeit hat auch die Heiligkeit von Benares abgenommen, und damit ihr Reichthum, denn die Opfergaben und Weihegeschenke fließen nicht wie ehemals.

Die Municipalität hat auch ihren Antheil an der Erniedrigung der Stadt. Die heiligen Stiere, die Sinnbilder der Gott-

heit, besaßen früher ein unumschränktes Recht in der Stadt: sie durften sich aufhalten, wo sie wollten, und man mußte ihnen ausweichen; sie durften fressen, was und wo sie etwas fanden, und Niemand hätte gewagt, sie wegzujagen. Der angerichtete Schaden war für alle, die Gärten und Felder besaßen, also besonders für die Bauern, ein sehr großer. Endlich verbannte die Stadtbehörde diese heitigen Thiere aus den Straßen und wies sie jenseits des Ganges in die Wälder, wo sie zwar ausgezeichnete Weide finden, aber auch von Tigern zerrissen zu werden in Gefahr sind. Die Brahmanen verwendeten sich vergeblich für dieselben und baten die Regierung, man möchte die heiligen Stiere wieder hereinlassen, dagegen die Missionare verbannen! Ja, noch ein härteres Loos als Verbannung außerhalb des Stadtbannes traf sie; nach der Revolution wurden dieselben eingesperrt und zum Transporte des Straßenkehrrechtes, der in der Stadt massenhaft dalag, verwendet. Dadurch sind sie am allermeisten in der öffentlichen Achtung gesunken; und auch dies hat der ganzen Stadt viel von ihrem alten Gepräge genommen.

Leider verliert Benares auch nach und nach an äußerer Schönheit; die Regierung errichtet zwar manch' prächtiges Gebäude und auch Privatpersonen bauen zweckmäßiger und schöner als früher, aber die eigentlichen Heiligthümer werden nicht im Stande gehalten, wie ehemals, und besonders die schönen Ghats, die Stufen, die in den Ganges führen, gehen dem Ruin entgegen, seit es nicht mehr für ein so verdienstliches Werk gilt, dieselben auszubessern und zu erneuern. Der schönste Theil derselben ist buchstäblich am Versinken. Seiner Zeit hatte der Stifter dieses schönsten Theils der Ghats seinem Baumeister den Auftrag gegeben, die Fundamente 16 Fuß unter das Flussbett zu legen. Der Maurermeister wünschte entweder bloß 10 oder aber 24 Fuß tief zu graben, da er bei 10 Fuß auf eine

solide Thonschicht gekommen wäre, während man bei 16 Fuß gerade auf ein 8 Fuß dickes Sandlager gestoßen wäre. Doch der Befehl mußte buchstäblich ausgeführt werden, und die Folge ist nun das Versinken in den Sand. Leupolt bemerkt hiezu: „So steht auch die Herrlichkeit von Benares auf Sand (Matth. 7, 27) und geht dem Ruin entgegen.“ Es ist etwas Bedeutsames, wenn die Festung eines Landes dem Falle so nahe ist.

Zu den Lenten übergehend, findet Leupolt in den 30 Jahren eine bedeutende Veränderung, doch ist dieselbe nicht immer dem oberflächlichen Beschauer erkenntlich, und mancher Umschwung vollzieht sich so in der Stille und so langsam, daß erst nach einer Generation die Anzeichen davon an die Oberfläche treten. So bei den Muhammedanern. Da ist derselbe Haß gegen alles was Christ heißt und ausländisch ist. Wenn sie die Gewalt besäßen, so würde kaum ein Europäer oder ein eingebornen Christ übrig bleiben in ganz Indien; sie betrachten sich als die Eigenthümer von Indien, und das Land wäre ihnen auch gewiß zugefallen, wenn die Europäer nicht gekommen wären; dies der Grund ihres unveröhnlichen Hasses gegen die Engländer. Und doch wird auch bei ihnen eine Veränderung sichtbar und zwar in erster Linie in der Art und Weise, wie sie den Missionaren entgegentreten. Früher wußten sie nichts zu thun, als bei den Predigten auf den Märkten zu zanken und zu streiten und Aufruhr zu stiften. Da sie dadurch nicht verhindern konnten, daß das Christenthum Wurzel faßte, so versuchten sie nun selbst missionirend aufzutreten. Sie haben eigene Prediger, die stets in der Nähe der Missionare eine Zuhörerschaft zu sammeln suchen, der sie dann den Muhammedanismus anpreisen. Auch durch gelehrte Schriften, sowie durch kleinere Traktate arbeiten sie dem Christenthum entgegen.

Die Lehre der Dreieinigkeit ist und bleibt ihnen stets

nicht nur ein Aergerniß, sondern eine Waffe, die sie geschickt benutzen. Leupold berichtet, er erzähle meistens mit Erfolg die Legende, die von Augustin mitgetheilt wird. Augustin wandelte einst an den Ufern des Mittelländischen Meeres und dachte über das Geheimniß der Dreieinigkeit nach, das er durchaus nicht verstehen konnte. Da sah er einen kleinen Knaben, der mit einer Eierschale Wasser aus dem Meere holte und damit ein Loch, das er im Sande gegraben hatte, füllen wollte. Augustin gieng zu ihm und fragte ihn: „Was machst du da?“ — „Ich will das Wasser des Meeres ausschöpfen und in dieses Loch tragen, das ich gegraben habe.“ Lächelnd erwiderte Augustin: „Das ist unmöglich, mein Kind, deine Mühe ist umsonst.“ — „Warum denn,“ fragte der Knabe, „hat das Meer Grenzen oder ist es grenzenlos?“ — „Es hat solche.“ — „Und hat das Loch, das ich gegraben habe, Grenzen, oder ist es grenzenlos?“ — „Es ist begrenzt.“ — „Nun, wenn ich versuche, ein Begrenztes in ein anderes Begrenztes zu thun, so ruffst du mir zu, es ist unmöglich, es ist vergebliche Mühe.“ — „Und was versuchst du zu thun?“ — „Sage mir, ist Gott begrenzt oder unbegrenzt?“ — „Gott ist unbegrenzt.“ — „Und ist dein Verständniß begrenzt oder unbegrenzt?“ — „Begrenzt.“ — „Nun, wenn du denn mein Bemühen, ein Begrenztes in ein Begrenztes zu thun, Thorheit nennst und es für unmöglich hältst, wie ist denn dein Untersuchen zu heißen, das den unbegrenzten Gott in deinen begrenzten Verstand bringen will?“ — „Aber Kind,“ wollte Augustin fragen — doch dieses war verschwunden.

Außer der Dreieinigkeitslehre ist es besonders die Versöhnungslehre, die den Muhammedanern ein Dorn im Auge ist, und ihnen Anlaß zum Disputiren gibt. Ueber letztere erzählte ein Katechist folgendes Gleichniß: „Es war einmal ein großer und sehr guter König. Neben seinem Palaste befand sich ein

weiter und tiefer Brunnen, den man den Brunnen der Sünde nannte; in dessen Tiefe hauste ein alter Drache, der jeden, der hineinfiel, auffraß. Niemand wagte es, in den Brunnen zu steigen und mit dem schrecklichen Unthier zu kämpfen. Eines Tages saß der König in seinem Audienzsaal, umgeben von den Vornehmen des Reiches, und hielt Gericht. Da rannte ein Diener hinein mit der Nachricht: „Majestät, euer jüngster Sohn ist in den Sündenbrunnen gefallen, Niemand kann ihn retten, der Drache wird ihn verschlingen.“ Kaum hörte das der König, so legte er seine königlichen Kleider bei Seite, gürtete sich mit einem Schwerte und zog aus in Gestalt eines streitenden Soldaten. Alle schauten verwundert auf ihn und fragten unter einander: „Was will der König thun, will er hinuntersteigen in den Abgrund?“ Doch der König ließ sich durch nichts hindern, er stieg hinunter, während die Seinen alle mit Staunen zusahen. Drunten entbrannte nun ein fürchterlicher Kampf, der Drache stritt mit aller seiner Macht, aber wurde zuletzt überwunden, und der König stieg mit seinem Sohne wieder herauf; freilich waren die Spuren des Kampfes sichtbar an ihm, an Händen und Füßen war er verletzt, eine tiefe Wunde war an seiner Seite und der Kopf blutete, doch das Kind war unverletzt. — „Meint ihr,“ fragte er nun, „diese That sei eines großen und guten Königs unwürdig?“ So sind wir das jüngste Glied der großen Schöpfung und sind in den Abgrund der Sünde gefallen und dem Verderben anheimgegeben. Ist das nicht die größte Liebe, daß Gott seinen Sohn für uns hingegeben hat, damit er demjenigen die Macht nähme, der bisher des Todes Gewalt hatte. Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn dahingab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

Eine andere Einwendung der Muhammedaner ist, daß

Christus laut dem Koran nicht am Kreuze starb, sondern lebend in den Himmel erhoben wurde. Ein Advokat stritt einst alles Ernstes mit Leupolt darüber. „Wer sagt das so?“ fragte Leupolt. — „Der Prophet.“ — „Und wer noch mehr?“ — „Es ist hinreichend, wenn der Prophet (Muhammed) es sagt.“ — „Nun, ihr seid ein Advokat und versteht euch auf Gerichtsverhandlungen. Die Frage heißt: Ist Christus am Kreuze gestorben, oder an seiner Stelle Judas Ischariot?“

„1. Zeuge, daß Jesus nicht gestorben sei, sondern daß Judas an's Kreuz gehängt wurde: einzig Muhammed, der 600 Jahre später lebte;

„2. Zeugen, daß Jesus Christus gestorben sei: Pontius Pilatus, die Jünger, die Juden, die Wächter am Grabe, Judas Ischariot, der sich selbst erhängte, Christus selbst, alle Christen der damaligen Zeit, die Propheten, die seinen Tod weissagten, und Paulus. Theilweise sind es Freunde, theilweise Feinde, die den Tod Jesu berichten, aber über die Art und Weise, wie Jesus starb, stimmen alle überein; zudem lebten alle, mit Ausnahme der Propheten, zu jener Zeit. Welches Zeugniß verdient demnach mehr Glauben?“

Das Kreuz Christi war einst der Gegenstand des Anstoßes bei einer Bazarpredigt. Ein Muhammedaner trat hervor und fragte: „Nicht wahr, ihr saget, Christus habe die Sünden der Welt getragen, und wenn wir das glauben, so werden wir gerettet.“ — „Das ist nicht meine Behauptung,“ entgegnete Leupolt, „die h. Schrift redet so.“ — „Aber wenn Christus meine Schuld bezahlt hat, so kann ich nicht gestraft werden, ich mag glauben oder nicht; wer wollte sich auch nicht gerne die Schulden schenken lassen, wenn Jemand die Bezahlung anbietet.“ — „Das ist durchaus nicht immer der Fall,“ sagte Leupolt, und ein Ratschiff konnte es mit folgender Thatfache beweisen. „Vor 30 bis

40 Jahren besuchte Amrita Rao, der Herrscher von Puna, unsere Stadt und spendete Tausende für die Brahmanen. Ehe er Benares verließ, beschloß er, alle, die um ihrer Schulden willen eingekerkert waren, frei zu machen, und ließ eine große Summe Geldes zurück zu diesem Zwecke. Als der Richter dies den Gefangenen kund that, war bei den einen eine große Freude, und sie machten von dem Anerbieten Gebrauch, allein einige vornehme Brahmanen stießen es von sich; sollen wir, sagten sie, als Bettler erscheinen und durch Jemand anders frei werden? Nie und nimmer. Und sie blieben im Gefängniß! Gerade so ist es mit der angebotenen Gnade Gottes, wir bieten sie euch an und ihr verwerfet sie.“

Ueberhaupt zeigen die Muhammedaner einen größeren Eifer für ihre eigene Lehre, die sie gegenwärtig nicht mit dem Schwerte ausbreiten können; so forschen sie in ihren Büchern und forschen auch in andern. So wurde Leupolt auf einen Sonntag zu einem Wortkampf aufgefordert von einem berühmten Muhammedaner und einem Hindugelehrten. Es sollte im Schulhause eine öffentliche Disputation stattfinden, um darzuthun, welche Religion die richtige sei. Leupolt gieng hin und fand eine ziemliche Anzahl Zuhörer, auch die obersten Klassen der Schuljugend. Der Pandit (Hindugelehrte) kam gravitatisch aufmarschirt mit einer Brille, deren Gläser mehr als 2 Zoll Durchmesser hatten; neben ihn setzte sich sein erster Schüler. Der Maulwi (muhammedanische Gelehrte) hatte bloß einen Begleiter. Nach den üblichen ceremoniellen Begrüßungen ergriff der Pandit das Wort und brachte seine pantheistische Anschauungen vor, die Leupolt mit wenigen Worten zurückwies, wodurch der arme Mann in große Verlegenheit gerieth. Nun suchte er seine Theorien durch Sätze aus dem Ramajana zu beweisen, worauf ein Katechist das Gegentheil aus dem nämlichen Buche bewies. Es trat dann ein Muhamme-

daner hervor, der schon oft sich freundlich erzeigt hatte, und stellte einen kleinen Globus, der sich im Schulzimmer vorfand, vor den Panditen. „Edler Herr,“ fieng er respektvoll an, „ich bin ein ungebildeter Mann und möchte gerne etwas lernen; man sagt, dies stelle die Erde vor, zeigt mir, ich bitte euch, den berühmten Berg, um welchen herum die Sonne laufen soll.“ — Der Pandit setzte seine Brille zurecht, schaute hierhin und dahin auf den Globus, drehte diesen nach rechts und nach links, um den Berg zu finden, doch war es vergebliche Mühe. Die Schulknaben bezwangen kaum ihr Lachen, als sie den gelehrten Mann so suchen sahen, und endlich riefen sie: Der Berg ist nirgends zu finden als in den Schastras und in den Köpfen der Gelehrten.“ Der Muhammedaner wies scheinbar ernstlich die ungezogenen Jungen zur Ordnung, doch diese blieben bei ihrer Aussage und der Berg konnte wirklich nicht gefunden werden. „So zeigt mir denn die sieben Meere,“ sagte er weiter, „das Milch-, Butter-, Buttermilch-, Honig-, Palmwein-, Süßwasser- und Salzwassermeer.“ Wiederum schaute der Pandit hin und her, drehte den Globus nach allen Seiten und fand wiederum nichts. Die Knaben hielten sich nicht länger und plakten heraus: „Die sieben Meere sind ebenfalls nirgends als in den Schastras und in den Köpfen der Gelehrten.“ Nun forderte der freundliche Muhammedaner den Panditen auf, seine Autorität zu gebrauchen, doch dieser hatte des Gespöttes genug und zog sich schweigend zurück. Nun kam die Reihe an den Maulwi, und Keupost ersuchte ihn, ihren Weg, die Seligkeit zu erlangen, darzulegen. Dieser verbat sich jedoch die Ehre anzufangen, und nun konnte der Missionar ausführlich und ruhig den Heilsweg Gottes darlegen. Er fieng an mit dem Fall der ersten Menschen und den ersten Verheißungen an diese und an die Patriarchen, dann kam die Geschichte Moses und die Gesetzgebung. Hier unterbrach ihn

jener Muhammedaner und schilderte mit einer solchen Beredsamkeit die Scene am Sinai, daß alle Umstehenden davon hingerissen wurden, und endlich schloß er mit feierlichem Hersagen der 10 Gebote. Erst dann ersuchte er Leupolt, weiter zu machen, und dieser erzählte nun die Geschichte Israels bis auf Christum, sein Leben, Leiden und Sterben, die Auferstehung und Himmelfahrt, wobei Christus noch den Befehl gegeben, sein Wort allen Nationen zu verkündigen. Als Leupolt geendigt, herrschte die tiefste Stille und der Maulwi wollte gar nichts mehr reden. So hatte das Christenthum den Sieg davon getragen bei jenem Wettkampfe.

Der freundliche Muhammedaner, der so kühn für die Wahrheit eintrat, war ein Zögling der Missionschule der englischkirchlichen Missionsgesellschaft. Späterhin gab er sein Geschäft auf, „bei dem er ohne Betrug nicht reich werden könne“ und wurde Aufseher auf einer Pflanzung. Wo wäre vor einigen Jahrzehnten so etwas vorgekommen, daß ein Muhammedaner einem christlichen Prediger zur Seite gestanden wäre, oder wo hätte ein Maulwi stillschweigend zugehört und sich ruhig entfernt, wo er das Wort hätte ergreifen können. Das Evangelium hat ein Gewicht und einen Einfluß gewonnen auch bei dieser sonst so schwer zugänglichen Klasse.

Noch in anderer Weise zeigt sich ein Umschwung bei den Muhammedanern. Während dieselben in früheren Jahren in keiner Weise einen Dienst unter der englischen Regierung annehmen wollten, sind gegenwärtig viele und zum Theil sehr brauchbare Beamte Muhammedaner; einige haben sogar Europa besucht und daselbst ihre Studien gemacht. Früher galt die Kenntniß des Korans für das höchste, ja das einzige Wissen, jetzt verlangen sie mit allem Ernst nach rechter Schulbildung für ihre Knaben und sie suchen je länger je mehr dieselben zu

Regierungsstellen zu befördern, was ja jetzt, da alles von den Staatsprüfungen abhängt, möglich ist. Es ist freilich von Seiten der Engländer ein gewagtes Spiel, die Muhammedaner so zahlreich in den Regierungsdienst aufzunehmen und ihnen zum Theil sehr wichtige Posten anzuvertrauen, denn in ihrem Innersten gährt immer noch der tiefste Haß gegen ihre „Unterdrücker“; es ist der religiöse Haß gegen das Christenthum; erst wenn eine Veränderung in ihren Herzen vorgeht, wenn sie Jesum höher achten lernen als Muhammed, d. h. erst wenn sie keine Muhammedaner mehr sind, erst dann sollte man ihnen ein solches Zutrauen schenken. Und die Zeit, da das Volk sich vom Islam zum Christenthume, vom Halbmond zum Kreuze bekehrt, scheint noch ferne. Die Predigt unter ihnen ist immer noch sehr schwer und entmuthigend, doch kann Leupolt auch zu seiner und anderer Aufmunterung und hauptsächlich zur Ehre Gottes von Bekehrungen unter den Muhammedanern erzählen.

Doch wenden wir uns von dieser Klasse nun zu den eigentlichen Hindus und lassen uns von unserem Gewährsmann mittheilen, welche Veränderungen er in dreißig Jahren an ihnen beobachtet hat.

Indien ist ein so ungeheures Land, daß noch ganze Bezirke, Städte und Dörfer sind, die noch nie einen Missionar gesehen haben. Wenn auch ein Schall des Evangeliums dorthin gekommen ist; vielleicht durch einen eingebornen Christen, oder durch den stillen Missionsdienst eines Traktates, oder vielleicht durch einen Wallfahrer, wenn auch da und dort ein Feuer angezündet worden und eine Veränderung vorgegangen ist, so entzieht sich dieselbe vielfach der Wahrnehmung. Aber auch sonst findet der oberflächliche Beobachter wenig verändert. Der Pflug, den der Bauer auf den Schultern auf's Feld hinaus- und zurückträgt, sein Gespann, die Bebauung der Felder, das Einerten

und Drejchen, sein Haus und Gehöfte außen und innen, die Werkzeuge der Handwerker, die Nahrung, — kurz alle Dinge, um die sich das Leben der Hindus dreht, sind noch gerade so, wie vor Jahrhunderten. Selbst in den Städten, wo doch die Civilisation und die Mission an der Umgestaltung seit langem arbeiten, ist wenig Neues, das in die Augen fällt; die Kastenbände scheinen die gleichen, die Götzen und Götzentempel sind die nämlichen; die Götzenfeste werden noch immer zahlreich besucht, die Bücher sind unverändert, die Priesterherrschaft übt an den meisten Orten die gleiche Gewaltherrschaft aus. Hat denn wirklich eine sichtbare Veränderung stattgefunden, ja ist überhaupt irgend eine Frucht der großen Anstrengungen, die seit 50 Jahren gemacht wurden, aufzuweisen? Viele verneinen diese Frage. Viele Europäer wollen nicht sehen, was vor Augen liegt, weil die Mission und ihre Frucht eine Bestrafung ihres eigenen Wandels ist. Eingeborne Christen reden von solchen wohl als von „christlichen Heiden“ oder „weißen Heiden“. Bei einem Gastmahle fragte eine Dame den neben ihr sitzenden Offizier, der erst kürzlich von Benares gekommen war, was die Missionare in jener Stadt thäten, ob sich die Gemeinde mehre u. dergl. Dieser behauptete, in Benares seien gar keine Missionare, er sei drei Jahre dort gewesen und könne es bezeugen, daß er nie welche gesehen habe. Die Dame, die seit Jahren einen Beitrag gegeben hatte für das „Waisenhaus der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in Benares“, wunderte sich höchlich, konnte aber nichts weiter machen. Ein Tischnachbar dagegen hatte dem Gespräche zugehört und fragte nun jenen Offizier, ob er je die englische Kirche in Benares besucht habe; er bejahte dies. „Aber,“ sagte jener, „ihr hattet ja viele Jahre lang keinen Kaplan?“ — „Das ist freilich wahr, wir hatten keinen Regierungskaplan, aber ein anderer Geistlicher (das war

eben ein Missionar) predigte allsonntäglich.“ — „Nun, das ist sonderbar,“ erwiderte dieser, „drei Jahre lang seid ihr zu dem Missionar in die Predigt gegangen und behauptet, es gebe keinen solchen in Benares; habt ihr denn auf dem Wege zur Kirche nicht in einer gewissen Straße ein langes Gebäude gesehen?“ — „Ja,“ sagte er, „ein Fuchs, den wir jagten, verlief sich in jenes Gehöft und ich ritt hinein; da kam eine ganze Schaar brauner Jungen heraus, aber um keinen Preis wollten sie mir sagen, wo der Fuchs sei; ich hielt es für eine Indigofabrik.“ — „Da seid ihr eben in dem Waisenhanse gewesen und habt die Knaben mit eigenen Augen gesehen.“ — Soll man sich da wundern, daß die Erfolge der Mission nicht bekannt sind, wenn solche absichtliche oder unabsichtliche Lügen von „Augenzeugen“ wie jenem Offizier aufgetischt werden.

Wer der Wahrheit gerne Zeugniß gibt, wer tiefer blickt und sich mit dem Volksleben vertraut gemacht hat, wie unser Gewährsmann, der findet doch, daß eine große Umwälzung sich anbahnt. Sie ist weniger auffällig, weil sie an den Fundamenten rüttelt, an dem Glauben, an der Autorität der indischen heiligen Bücher, aber um so nachhaltiger. Bei einem Gözenfeste sagte ein Hindu zu Leupolt: „Wenn die Europäer den Gözendienst für Sünde halten, warum schießen sie nicht unsere Gözenbilder und Tempel zusammen?“ Er mußte freilich zugeben, daß damit die Gözen nicht aus den Herzen hinausgethan würden; aber ein Anderer entgegnete ihm noch besser, indem er sagte: „Die Missionare machen es viel schlimmer als die Muhammedaner; letztere brachen bloß einige Ziegel von dem Dache unseres Religionsgebäudes ab, diese untergraben mit ihrem Predigen und Lehren die Fundamente unseres Hauses, und in nicht ferner Zeit wird das ganze große Gebäude mit einem Krach zusammenstürzen.“

Nicht allein der Mission ist es zuzuschreiben, daß der Glaube an ihre heiligen Schriften wankend geworden ist; die Regierung hat ihren bedeutenden Antheil an dem Niederreißen des alten Gebäudes. Wir haben schon früher auf die Schulen und Lehrmittel aufmerksam gemacht. Leupolt führt noch einige Einzelheiten an. Am 1. September 1858 wurde die Proklamation verlesen, laut welcher die Regierung Indiens aus den Händen des Direktorenhofes der Handelsgesellschaft genommen und in die der Königin gelegt wurde, in welcher es ausdrücklich heißt, daß die Regierungsbeamten in keiner Weise die Religion oder die Gebräuche der Hindus verletzen sollen. Aber dies ist eine Unmöglichkeit, die Regierung wirkt vielfach gegen die heidnische Religion und insbesondere gegen heidnische Gebräuche; dadurch muß der Glaube an die „uralten“ „göttlichen“ Gesetze untergraben werden.

Die Witwenverbrennung wurde schon früher verboten, wie sie ja auch in den allerältesten Zeiten unbekannt war. Trotz des Verbotes und der harten Strafe, welche Theilnehmer an solchem Morde bedroht, kommen dieselben aber immer noch hier und da vor. Leupolt erzählt von einem solchen Falle an einem Orte, den er kurze Zeit nach dem Vorfall besuchte. Die gerichtliche Untersuchung stellte heraus, daß ein reicher Brahmane gestorben war und eine junge Witwe mit bedeutendem Vermögen zurückgelassen hatte. Einige Verwandte „liebten jene junge Witwe so sehr, daß sie ihr kein höheres Glück wünschen konnten, als dieselbe bald mit ihrem Gatten vereinigt zu sehen“, und überredeten sie zur Selbstverbrennung. So wurde der Holzstoß errichtet, und die junge Frau bestieg nach Vollendung aller Ceremonien, die dazu gehörten, den Scheiterhaufen, setzte sich dort neben den Leichnam ihres Mannes, dessen Kopf sie in ihren Schoß nahm. Das Feuer wurde nun angezündet und im selben

Augenblick eine große Strohmatten über sie geworfen, damit sie nicht entfliehen könne, und so verbrannte sie zu Asche. Der Oberbeamte hörte davon und bald war die Untersuchung im Gange, viele Betheiligte wurden eingezogen und die Schuldigen zu 15 Jahren Zuchthausstrafe verurtheilt. Seither wurde die Todesstrafe nicht nur für solches Verbrechen bestimmt, sondern auch ausgeführt, sogar an Brahmanen. Dies ist ein furchtbarer Eingriff in die früheren Rechte der Brahmanen. Die englische Gesetzgebung hat in diesem Falle nicht nach den „alten Rechten“ noch nach dem „göttlichen Gesetz des Manu“ gefragt, sondern die Brahmanen als Menschen und die Verbrecher als Verbrecher behandelt.

Ein weiterer Eingriff war die Gestattung der Wiederverheirathung von Witwen. Die Fälle, in welchen hievon Gebrauch gemacht wird, sind freilich noch sehr selten, aber die Erlaubniß ist da und dadurch ein altes, heiliges Gesetz umgestoßen. Ein reicher Babu (Herr) sagte zu Leupolt: „Ich hoffe nur, unseren Frauen wird dieses Gesetz nicht mitgetheilt, denn wenn sie hören, daß sie nach des Mannes Tode wieder heirathen können, so sind wir keinen Tag unseres Lebens sicher; denn da sie uns das Essen bereiten, aber nie mit uns essen, so können sie uns ganz leicht vergiften, ohne daß Jemand etwas davon weiß; dieses Gesetz muß man ihnen vorenthalten, bis sie besser erzogen sind und edlere Grundsätze haben.“ Welches Armutzeugniß aber liegt hierin für die Männer selbst!

Ein großes Verbrechen hat in den Augen der Hindus die Regierung dadurch begangen, daß sie mancherorts sich von ihren Verbindungen mit den Götzentempeln, Wallfahrtsorten u. dergl. losgemacht hat. Nach Hinduanschauung ist die erste Pflicht einer Regierung, für die Brahmanen zu sorgen. Es ist aber Thatsache, daß das Einkommen der Brahmanen aus den Tempelgütern sich sehr vermindert hat, seit die Regierung die Ver-

waltung der letzteren aus den Händen gegeben hat, denn die gegenwärtigen Aufsichtsbehörden (heidnische natürlich) nehmen wenigstens 50 Procent für ihre Mühe.

Noch durch viele andere Gesetze hat die Regierung an den alten Grundfesten des Gebäudes gerüttelt, daß dasselbe in der Tiefe wankt; aber den wichtigsten Einfluß hat doch die Missions-thätigkeit, weil sie eine stete, unausgesetzte ist, die nicht nur niederreißt, sondern auch aufbaut. Ein Brahmane gab einst Leupolt gegenüber Zeugniß davon durch ein eigenthümliches Gleichniß. Leupolt predigte einer aufmerksamen Versammlung; da trat ein Brahmane hervor und sprach zu den Umstehenden: „Seht euch diese Leute an, was thun sie?“

„Sie predigen,“ antwortete das Volk. — „Richtig, aber was hat der Sahib in seiner Hand?“ — „Das Neue Testament.“ — „Ja wohl, das Neue Testament. Aber ich will euch sagen, was das bedeutet. Das ist die Evangeliumsart, an welche ein europäischer Stiel gemacht ist. Wenn ihr heute kommt, so findet ihr, daß die Leute die Art schwingen, und morgen seht ihr sie dasselbe thun. Und wogegen schwingen sie die Art? Gegen den edlen Baum unseres Hinduismus, gegen unsere Religion. Es hat Jahrtausende gedauert, bis dieser Baum im indischen Boden Wurzeln geschlagen hat, jetzt breiten sich seine Zweige über ganz Indien aus. Es ist ein edler und herrlicher Baum; aber die Menschen kommen täglich mit der Evangeliumsart in ihren Händen. Sie sehen den Baum und er sieht sie an, aber er ist hilflos und die Art wird täglich an ihn gelegt. So groß und stark der Baum ist, muß er doch endlich fallen.“

„Gewiß,“ erwiderte der Missionar, „aber wie mancher arme Stiel fällt heraus oder bricht ab während der Arbeit, und wie lange dauert es, bis ein neuer aus Europa ankommt und zum Gebrauche tüchtig ist.“

„Allerdings,“ fuhr der Brahmane fort, „es wäre gut, wenn es sich ganz so verhielte, die Vollstreckung des Todesurtheils an dem Baume würde dann wenigstens aufgehalten. Aber wie verhält es sich in der Wirklichkeit? Sobald der Stiel findet, daß er die Art nicht mehr schwingen kann, hört dann die Arbeit des Schwingens auf? Mit nichten. Dann steigt der Stiel hinauf in den Baum, besieht ihn sich und sagt: Ach da ist ein hübscher Zweig, da kann ein Stiel daraus gemacht werden. Hinauf geht die Art, herab fällt der Zweig, und bald ist er in einen Stiel verwandelt. Der europäische Stiel wird herausgenommen, der eingeborne eingesetzt, und das Schwingen geht fort. Der Baum fällt zuletzt unter den Stielen, die aus seinen eigenen Zweigen gemacht sind.“

Ein anderer gestand offen: „Wir schlafen, während ihr fleißig an der Arbeit seid, und am Ende müssen wir in Massen zu euch übergehen;“ und indem er auf den eingebornen Katechisten zeigte, sagte er: „Seht, sind nicht die Verräther in unserm eigenen Lager?“

In einem Bilde sprach sich ein vornehmer Hindu folgendermaßen aus gegen Leupolt: „Das Christenthum muß endlich den Sieg davontragen, alles ist zu euern Gunsten. Wir Hindus haben kein Glaubensbekenntniß mehr, ein Mann kann glauben, was er will; nur noch die Kastenbande halten uns zusammen, und dieselben werden auf alle Weise gelockert. Euer Erfolg gleicht der Mangozeit, — mit Mühe gelingt es dem Gärtner, vor der bestimmten Zeit einige reife Früchte zu erzielen, während alle langsam heranreifen; aber diese sind das Angeld, daß die eigentliche Ernte nahe ist. Eure wenigen Befehrten sind die Regentropfen, die dem Beginn der Regenzeit vorangehen. Die Zahl der Christen ist jetzt im Vergleich zu den 240 Millionen gering, aber sie sind das Unterpfand für das, was kommen

wird.“ Solche Worte sind merkwürdige Zeugnisse für den Einfluß, den die Missionsarbeit hat, und für den Erfolg; denn wenn es sich im Bewußtsein des Volkes anspricht und ausspricht, daß ihre Sache eine verlorne ist, so ist der Fall des Heidenthums und der Sieg des Christenthums nahe. Er wäre noch viel näher und die Erfolge wären viel größer, wenn nicht die Europäer selbst viele Schwierigkeiten in den Weg legen würden. Nicht nur geben viele eigentlichen Anstoß durch ihren Wandel und machen den Christenglauben, den sie äußerlich bekennen, stinkend, sondern aus besseren Kreisen gieng das Bibelverbot für die Regierungsschulen und Gymnasien hervor. So wird nicht nur ein Vorurtheil gegen die Bibel bei den Hindus erzeugt, sondern die jungen Leute werden durch ihre Bildung Zweifler, Materialisten oder Gottesleugner. Wird zu alledem hinzugezählt das lähmende Klima für den Europäer, die ungeheure Ausdehnung des Arbeitsfeldes, die kleine Zahl von Arbeitern, die feindseligen geistigen Einflüsse, die Gleichgültigkeit des Volkes, so ist es nicht verwunderlich, wenn der Erfolg nicht so großartig ist, wie viele erwarten.

Das größte Hinderniß liegt auch nicht in dem Religions-system, sondern in der Kasteneinrichtung. Was das Heidenthum in Indien aufrecht und zusammenhält, das ist nicht dies oder jenes Glaubensbekenntniß, sondern lediglich der Kastenzwang. Wie Christen und sogar Missionare und Missionsgesellschaften auch nur anscheinend zu Gunsten desselben reden können, ist in Nordindien ganz unverständlich. Das eigentliche religiöse oder philosophische System des Brahmanen ist von tiefem Gehalt und nimmt das ganze Erkenntnißvermögen in Anspruch; doch gerade deshalb steht es dem Volke zu hoch. Dagegen sind die Interessen der Brahmanen, der Priester, der Annahme des Evangeliums hinderlich, und sie sind listig genug, um allen ihren

Einfluß aufzubieten, damit das Evangelium gehindert werde. — Ein ganz bedeutendes Hinderniß ist endlich die Abschließung der Frauen; diejenigen der höheren Kasten bekommt der Missionar nie zu Gesicht, sie sind in ihren Häusern in unzugänglicher Abgeschlossenheit. Die Frauen der niedrigeren Kasten dürfen sich zwar auf den Straßen zeigen, aber sie halten sich nicht auf bei den Bazarpredigten, noch weniger würde es sich geziemen, mit einem Europäer ein Gespräch zu führen.

Trotzdem auf alle mögliche Weise große Hindernisse im Wege stehen, so sind merckliche Erfolge zu berichten von der Missionsthätigkeit. Die Art wird eben immer und immer wieder geschwungen und ein Splitter nach dem andern wird gelöst. Als Leupolt 1832 in Indien laudete, waren bloß drei europäische Missionare in Nordindien, d. h. in den Norwestprovinzen, zwei davon waren in Benares, der dritte in Gorakpur; außer diesen waren noch drei Halbeuropäer und drei Eingeborne. — Die Missionsgesellschaften (die englisch-kirchliche, die Londoner und die baptistische) theilten sich in die damaligen fünf Stationen. Jetzt sind mindestens zehnmal mehr Missionare und Stationen, in die 10—12 Missionsgesellschaften sich brüderlich theilen, in jenen Distrikten; das früher verschlossene Gebiet des Königreiches Audeh und des Pandschab stehen jetzt offen. Im Jahre 1832 rechnete man kaum 300 Christen (in Benares selbst waren fünf), jetzt sind es fünfzig mal mehr, wie ja in ganz Indien in dieser Zeit die Zahl von 30,000 auf eine halbe Million gestiegen ist.

Der Zahl der europäischen Missionare entsprechend hat auch die Zahl der eingebornen Arbeiter, der Pastoren und Katechisten, christlichen Lehrer und Lehrerinnen zugenommen. Jede Missionsgesellschaft achtet es für eine dringende Pflicht, Gehilfen zu ihrem Werke heranzuziehen, sei es zur Gemeindefarbeit, sei es zur

eigentlichen Missionsthätigkeit. Die einen legen mehr Werth auf tüchtige wissenschaftliche Bildung derselben, die andern mehr auf ihre praktische Tüchtigkeit; aber allseitig wird dieser wichtige Zweig der Missionsarbeit mit Erfolg bearbeitet.

Von einer Verbesserung der Sitten und des Lebenswandels der Hindus und Muhammedaner im Ganzen wagt Leupolt nicht zu reden, trotz aller Arbeit der Mission und aller Gaben, die die Civilisation gebracht hat. In den Städten hat sich „Jungindien“ über gewisse Kastenvorurtheile hinweggesetzt, zum Nachtheil des Landes und seiner selbst; sie lieben Champagner und spanische Weine, genießen wohl auch heimlich Fleischspeisen; aber die Orthodoxen sind dieselben wie früher. Die gebildeten Brahmanen wünschen eine Verbesserung der Zustände, aber wollen keine Bekehrung zu Christo; die Gelehrsamkeit kann einen Menschen vielleicht äußerlich veredeln, aber kein Herz ändern. Dieses bleibt, wie Jeremias es schon vor Alters beschrieben hat, ein trotziges und verzagtes Ding, einerlei, ob es im Busen eines Gelehrten oder eines Paria schlägt. Man hat früher den Missionaren den Vorwurf gemacht, sie hätten mit zu schwarzen Farben den Hinducharakter gemalt; seit den Greuelszenen von 1857 ist die Meinung anders geworden, der Heide bleibt, wie er Röm. 1 beschrieben ist, und der „milde Hindu“ ist ein Mythus geworden.

Eine Lüge zu sagen, ist kein Unrecht in den Augen von Millionen, ja in drei Fällen gilt dies dem Hindu sogar für eine heilige Pflicht: 1) wenn dadurch eine Kuh gerettet werden kann, 2) wenn ein Brahmane dadurch einen Vortheil empfängt und 3) wenn man sich selbst dabei nützt. Bei den Muhammedanern heißt das Gesetz: „Es ist verboten, die Wahrheit zu sagen, wenn dadurch einem Gläubigen geschadet oder sein Leben in Gefahr gebracht wird; es ist geboten, zu lügen, um einen solchen vom

Tode zu erretten; endlich ist es geboten, die Unwahrheit zu sagen vor einem Zollbeamten, Steuereinnehmer oder Richter, wenn durch Aussagen der Wahrheit ein pekuniärer Schaden erwachsen würde.“ Wer kann sich da noch wundern, daß die Ausübung der Gerichtsbarkeit in Indien so außerordentlich schwierig ist. Selten wird ein Hindu oder ein Muhammedaner bei der Wahrheit bleiben; wenn seine Sache noch so gut ist, er sucht sie durch Lügen noch besser zu machen und verliert dadurch oft den Prozeß. Daß Bestechungen von Jedermann gegeben und genommen werden, ist allgemein bekannt; die Hohen nehmen große Summen, die niedrigen Beamten begnügen sich mit kleinen. Eine Geschichte wird herumgetragen, die zeigen soll, daß ein Hindu nie in Verlegenheit kommt, auf welche Weise er Bestechungen erhält. Ein Polizeisoldat erwarb sich bedeutende Geldsummen durch gewöhnliche Bestechungen, bis es zu den Ohren des Kollektors gelangte. Dieser ließ ihn vor sich kommen und gab ihm einen Auftrag, bei dem er gewiß keine Bestechungen erhalten werde, wie er dachte. „Von jetzt an“, befahl er ihm, „zählst du am Vormittag die Ratten, die in Benares sind, und am Nachmittag sitzt du am Ufer des Ganges und zählst die anschlagenden Wellen. Nun laß Ratten und Wellen dir Bestechung geben.“ Nach einigen Tagen frug der Beamte, ob jener Polizeidiener reich werde bei seinem neuen Amte und erhielt zur Antwort, noch nie habe er ein solches Einkommen gehabt. Alle Morgen gehe derselbe mit 50 Tagelöhnern in die Häuser und Paläste der vornehmsten Hindus und frage, wie viel Ratten in ihrem Hause seien. Da sie hierauf nicht Antwort geben können, fange er an, auf „Befehl des Kollektors“ die Mauern der Fundamente und Kellergewölbe zu zerstören, bis der Eigenthümer sich mit schwerem Gelde loskaufe! Nachmittags lasse er kein Schiff landen, „weil er die Wellen zählen müsse“, bis es sich mit schwerem Lösegeld die Landung

erkauft habe! Diese Geschichte ist natürlich nicht wirklich vorgefallen, aber wahr und charakteristisch ist sie doch.

Auch in ihrem religiösen Treiben bemerkt man wenig Veränderung nach Außen hin. Leupolt besuchte einst den wichtigen Ort Marweri in Begleitung eines Katechisten. Es sollten dort in einem Tempel drei besonders mächtige Götzenbilder sein, deren Gewänder über 20,000 M. Werth hatten. Sie giengen hin und fanden den Hauptpriester, der ihnen am Abend vorher bei der Straßenpredigt stark entgegengetreten war, wie er eben seine Zeichen von Sandelholzasche und Farbe auf die Stirne machen wollte, eine Berrichtung, die durch das Zuschauen der Christen entheiligt ward. Doch faßte er sich bald wieder und pries nun seine drei Götter Krischna, Balrao und Subhadra an, die wirklich außerordentlich köstlich und elegant gekleidet waren. Im Winter tragen sie wollene Kleider, damit sie nicht von der Kälte leiden, im Sommer leichte Gewänder, und ein Mann ist stets beschäftigt, ihnen Kühlung zuzusächeln, damit sie nicht von der Hitze leiden. Leupolt sprach seine Verwunderung aus über die prächtigen Gewänder, was dem Alten offenbar wohlthat. „Ja, ja,“ sagte er, „meine Götter sind ebenso mächtig als schön. Wenn ihr es bezweifelt, so macht die Probe. Steigt auf die Zinne des Tempels und springt hinunter. Wenn ihr mit dem Leben davonkommt, so will ich anerkennen, daß euer Gott stärker ist, als die meinigen; wenn nicht, so müßt ihr gestehen, daß meine Götter stärker sind.“ Leupolt erwiderte, es sei ihm zu schwer, dort hinauf zu klettern, und wenn er im Hinabstürzen den Hals brechen würde, so könnte er ja nachher kein Zeugniß mehr abgeben. „Ich weiß“, sagte er, „ein viel einfacheres Mittel, und mache euch folgenden Vorschlag. Laßt mich in den Tempel gehen, ich ganz allein, nur mit einem Stock bewaffnet, und ich will da mit euren Göttern kämpfen. Ihrer sind drei und ich

bin einer und mache nicht einmal den Anspruch, ein Gott zu sein. Wenn sie mich hinausjagen, so will ich ihre Ueberlegenheit gestehen, wenn es aber mir gelingt, sie aus dem Tempel zu werfen, so müßt ihr unseres Gottes Ueberlegenheit anerkennen.“ Ein schallendes Gelächter von Seiten des Priesters und seiner neun Schüler war die Antwort, und einer der letztern meinte: „Das dürfen wir ja nicht zulassen, denn es wäre keine Frage, wem der Sieg zufallen würde.“

Einen wehmüthigen Eindruck macht es auf einen Christen, mitten in der großartigsten Natur Menschen zu sehen, die sich vor Gebilden der Menschenhand beugen. So erzählt Leupolt in seinen Reiseerinnerungen von dem Besuch eines wundervollen Wasserfalles, der in einer Breite von 500 Fuß in einen Abgrund von 400 Fuß Tiefe hinabstürzt. Während er und seine Begleiter voll Staunen und Bewundern der Größe Gottes waren, sahen sie Menschen, die aus dem Flußbett schwärzliche Kieselsteine auf Häufchen legten und dieselben als ihren Gott anriefen. Ein anderes Mal befand Leupolt sich in der Nähe der Nerbudda-Marmorfelsen bei Dschabalpur. Sie hatten ein Boot gemiethet, das sie dorthin führen sollte und so kamen sie in eine Bucht des Flusses, deren Eingang so enge und so gekrümmt war, daß man sie kaum bemerkte und wo das Wasser ganz stille war. Die 80—100 Fuß hohen Marmorfelsen bildeten die Wände dieses natürlichen Tempels, über dem sich der blaue Himmel als Dach wölbte, und unten war das stille grüne Wasser. Ueberwältigt von dem majestätischen Anblick stimmten sie ein Loblied zur Ehre Gottes an. Daneben war aber ein anderes Bild. Am Ufer kniete ein eingefallener, ausgemergelter, weißhaariger Fakir und betete. Waren es etwa die Marmorfelsen und das sich drüber schließende Himmelsgewölbe, oder vielleicht ein aus dem weißen Marmor ausgehauenes Götterbild, das er

verehrte? Nein es war ein Götzenbildchen aus Kuhlmiß! Leupolt traute seinen Augen kaum und fragte den Alten: „Was wird denn aus eurem Gott, wenn es regnet?“ Er antwortete: „Er vergeht und dann mache ich mir einen andern.“ Nicht weit davon traf er einen andern Fakir, der auf eisernen Nägeln sitzend, sich selbst peinigte. Die Nägel waren um seinen Körper herum etwa 4 Zoll hoch, sehr spitz und weit auseinander stehend. Leupolt wollte kaum glauben, daß er auf solchen Nägeln sitzen könne und veranlaßte den Büsser trotz seines Sträubens, aufzustehen und fand nun, daß da, wo er eigentlich saß, die Nägel sehr kurz und stumpf und eng aneinander gereiht waren, so daß er durch seine dicke Bekleidung hindurch kaum etwas merken konnte. Als er ihn fragte, warum er solches thue, hieß es: „Um Gott zu gefallen.“

Gerade aber hierin zeigt sich eine große Veränderung gegen früher, denn die Zahl der Fakire oder Büsser hat bedeutend abgenommen und dieselben werden nicht mehr für Heilige, sondern höchstens für Bettler, vielfach sogar für Gauner und Betrüger gehalten. Selten wird man heutzutage solche treffen, die einen Arm in die Höhe halten, bis er vertrocknet ist, die Hand geballt, bis die Fingernägel durch dieselbe hindurch gewachsen sind, oder solche, die sich an den Füßen an Baumästen anbinden lassen und wochenlang in dieser Stellung verharren, oder solche, die zwischen vier brennenden Feuern sitzend, baarhäuptig und nackt sich der Feuer- und Sonnengluth aussetzen. Das alles sind jetzt seltene Erscheinungen geworden. Als ein solcher Büsser einmal nackt durch die Straßen von Benares wanderte, ließ ihn der europäische Beamte abfassen und überwies ihn in's Irrenhaus, „denn“ sagte er, „wer solches thut, muß wahnsinnig sein.“ Keiner der Umstehenden machte auch nur die geringste Miene, dem „Heiligen“ beizustehen. Welch' einen Aufruhr hätte

eine solche Handlung vor 30 Jahren verursacht! Aber jetzt ist durch die Predigt des Evangeliums die öffentliche Meinung eine andere geworden, der Glaube an die Verdienstlichkeit solcher Dinge ist gewichen, weil die Hindus ihre eigenen Schriften nicht mehr wie früher als göttliche ansehen können. Früher hieß es bei allen schändlichen Erzählungen ihrer Göttergeschichten: Gott hat es gethan, darum kann es keine Sünde sein; jetzt heißt es: das ist eine Sünde, darum kann es kein Gott gewesen sein, der es that. Es ist ein Großes, daß dieser Umschwung in der öffentlichen Meinung stattgefunden hat.

Die Puranas werden noch allgemein gelesen, aber nicht mehr als heilige Schriften, sondern hauptsächlich nur um der darin vorkommenden Schamlosigkeiten willen; das Licht, das überall hingeleuchtet hat durch die Predigt und die Schulen, hat den Glauben an dieselben als an göttliche Offenbarungen zerstört, die Herzen aber sind noch der Sünde verkauft. Wenn auch einstweilen äußerlich noch der Götzendienst fortgeht: der innere Gehalt fehlt, die Wenigsten glauben etwas davon, es ist das Beharrungsvermögen, durch das die alte Maschine im Gang erhalten wird, aber endlich muß auch dieses erlahmen.

Die Vedas und die alten Heldengedichte, das Ramajana und Mahabharatta, sind jetzt wohl viel bekannter als früher, weil viel mehr des Lesens kundig sind, und weil jene alten Schriften gerade von europäischen Gelehrten neu herausgegeben und in Indien verbreitet werden. Aber gerade dadurch haben sie ihren Werth eingebüßt, denn bloß den Brahmanen war es gestattet, die Vedas zu lesen; jetzt wollen viele wissen, was denn eigentlich darin steht und worauf die Brahmanen ihre Ansprüche gründen. Auch die Uebersetzung der Vedas aus der alten heiligen Sprache in die Volkssprachen hat dazu beigetragen, ihnen ihr göttliches Ansehen zu nehmen. Sechs philosophische Lehr-

systeme behaupten alle gleichermaßen aus den Vedas abzustammen; nun findet man aber, daß diese sich unter einander diametral entgegenstehen, was wiederum den Glauben an die Vedas und an die philosophischen Bücher untergabem hat. Die beiden alten Heldengedichte, das Ramajana und Mahabharatta, werden immer noch fleißig gelesen, und sie enthalten ja auch wirklich klassische Particen, die stets ihren Werth behalten werden. Das erstere erzählt die Eroberung der Insel Ceylon, wobei Rama, als Abkömmling der Sonnenlinie, die Hauptrolle spielt, während das zweite einen Bröderkrieg innerhalb der Mondlinie zwischen den sogenannten Pandus und Kurus beschreibt. Hier ist Krishna die Hauptperson. Das Ende ist bei beiden ein trauriges. Nachdem in letzterem die Pandus alles errungen haben, was sie gesucht hatten, ist es ihnen in Mitten der durch Krieg gelichteten Verwandtschaft nicht mehr wohl zu Muth und sie ziehen in die Gebirge des Himalaja zu den „Wohnsitzen der Götter“, d. h. sie kamen wohl elendiglich um in den Schneefeldern des Himalaja. Als Leupolt einst mit einem Gelehrten über das Mahabharatta redete, sprach er die Meinung aus, Judischthira mit seinem Genossen sei in jenen Bergen zu Grunde gegangen, sie hätten eigentlich einen Selbstmord begangen. Der Pandit erwiderte: „Die Europäer verstehen die Sachen nicht, sie bleiben immer nur an der Oberfläche stehen.“ Der Gedanke des Heldengedichtes sei der Kampf zwischen gut und böse, zwischen Tugend und Laster; im Anfang siegte das Laster, aber am Ende die Tugend mit Hilfe Gottes, und als die Vertreter des Guten hier nichts mehr fanden, was sie befriedigen konnte, seien sie in die Wohnsitze der Götter erhoben worden. Als Leupolt erwiderte, auf keiner Karte finde sich im Himalaja der Berg Somaru, noch viel weniger eine Götterheimat, sondern im Himalaja wohnen Menschen, wie auch in Benares, mit Ausnahme der

höchsten Schneeregionen, und jenseits feien Länder wie hier, sagte er unmutig: „Glaubt was ihr wollt, nehmet alles als eine Fabel.“ Früher war alles buchstäbliche Wahrheit, jetzt, da es nicht mehr haltbar ist, suchen sie zu allegorisiren, aber damit ist ihren Göttern der Boden unter den Füßen entrissen und sie schweben in der Luft; der ganze Götzendienst ist bloß noch eine Sache der Tradition. Da merkt man einen gewaltigen Erfolg der Missionsthätigkeit.

Die Erscheinung des Brahma Samadsch ist ein weiteres Zeugniß dieses Erfolges. Der größte Theil der Brahmaisten ist bekannt mit der Bibel, und durch dieselbe sind sie nicht nur zur Erkenntniß der Thorheit ihres bisherigen Götzendienstes gekommen, sondern aus ihr haben sie ihre Wahrheiten geschöpft. Nun wollen sie ein neues System aufbauen auf der Grundlage der Wahrheit, die sie in Kopf und Herz haben, aber freilich soll es ein Christenthum ohne Christus sein. Die Brahmaisten gestehen freilich nicht zu, daß sie ihre Wahrheiten und ihre Erkenntniß aus der Bibel geschöpft haben, sie weisen auf die Vedas hin als auf ihre Quelle. Wohl finden sich hier einzelne schöne Aussprüche; warum entdeckte dieselben aber niemand, so lange es noch keine Bibel und keine Mission in Indien gab?

Die Brahmaisten geben vor, daß sie an einen Gott, den Vater Aller, glauben, den Götzendienst verachten, die Kasten-fesseln verwerfen (in der Theorie) und nach einem wahrhaftigen und rechtschaffenen Leben trachten. Sie haben Ehrfurcht vor der Bibel, halten Christum für den besten und weisesten Menschen, nehmen aber aus der Bibel nur, was ihnen beliebt; daß die Gottheit Christi und die Veröhnung durch seinen Kreuzestod geleugnet wird, ist selbstverständlich bei diesen selbstgerechten Leuten. Vor Kurzem wurden folgende Statuten in ihrer Gesellschaft zur Berathung vorgelegt:

- 1) Niemand dürfe predigen, der nicht so lebt, wie er predigt;
- 2) Jeder solle Eine Frau, unter keinen Umständen aber Rebsweiber haben;
- 3) Jedes Mitglied müsse der Welt beweisen, daß es die Kaste aufgegeben habe;
- 4) Die Prediger sollen nicht gegen andere Religionen streiten, sondern bloß die Glaubenssätze der Brahmaisten predigen.

Beim ersten Punkt aber wurde gefunden: es sei kein solcher Prediger vorhanden; beim zweiten: das wäre schön, sei aber in der Praxis nicht durchzuführen; beim dritten: es sei unmöglich, die Kastenverbindungen zu lösen; beim vierten: wenn man bloß noch die Grundwahrheiten des Brahma Samadsch predige, so würde alles dem Christenthum zufallen!

Ein Mitglied zeigte Leupold einst ein Gebetbuch ihrer Sekte, das sehr schöne Gebete enthielt. „Kennt ihr das Buch?“ fragte er. — „Nein,“ erwiderte dieser, „wie sollte ich eure Gebetbücher kennen?“ — „Nun, es ist ein Abdruck eines christlichen Gebetbuches, das die Traktatgesellschaft herausgegeben hat, mit wenig Aenderungen (natürlich Weglassung des Namens Jesu); wir könnten keine solchen Gebete machen, so haben wir dieses Buch unseren Bedürfnissen angepaßt.“ Bei vielen Brahmaisten gilt das Wort Jesu: „Wie könnt ihr an mich glauben, so ihr Ehre von einander nehmet.“ Um die Ehre bei Gott ist es leider auch unter ihnen nur den allerwenigsten zu thun.

Im Schulwesen zeigt sich auch die Umstimmung der Bevölkerung und die Zuneigung zu dem Evangelium. Wenn früher die Taufe eines Schülers im Stande war, eine Schule zu leeren, so werden jetzt diejenigen eher belobt, die ihrem Gewissen gemäß diesen Schritt thun. Christliche Lehrer oder gar Lehrerinnen waren unbekannt, Niemand wäre zu ihnen in die Schule gegangen. Jetzt sind in allen Städten Schulen mit christlichen

Lehrern für Christen- und Heidenkinder neben den Regierungsschulen, die selbst auch christliche Lehrer im Dienste haben; und diese Schulen führen vom ABC bis zur Universität. Neben den Knabenschulen bestehen auch Mädchenschulen, in denen das weibliche Geschlecht unterrichtet und herangebildet wird, und nicht nur Christenmädchen, sondern auch heidnische Mädchen besuchen dieselben. Da die höheren Klassen der Gesellschaft aber ihre Töchter nicht in solche gemischte Schulen senden dürfen, des Anstandes halber, so ist den Missionsfrauen und Arbeiterinnen eine neue Arbeit erwachsen in der sogenannten Zenana-Mission. Die vornehmsten Brahmanenhäuser stehen diesen Damen offen, und durch den Unterricht im Lesen und anderen Elementarfächern, sowie in allerlei Handarbeiten wird ein freundschaftliches Verhältnis gepflanzt zwischen den Missionsarbeiterinnen und den jungen Töchtern oder Frauen des Landes, die sonst in ihren Zenanas (Frauengemächern) nie oder nur höchst selten etwas vom Evangelium würden zu hören bekommen. Daß diese darauf bedacht sind, die Bedürfnisse des Herzens bei ihren braunen Schwestern zu wecken und soweit möglich zu stillen durch Hinweisung auf Christum, ist selbstverständlich. Diese Aufschließung der Frauengemächer, sowie die öffentlichen Mädchenschulen sind ein Erfolg, wie man ihn sich vor 30 Jahren nicht hätte träumen lassen.

3. Die indischen Christen.

Auch in Indien hat sich das Wort unseres Heilands erfüllt: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Und wie einst in Korinth, so sind auch hier einstweilen nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle berufen, daher das

verächtliche Gerede, als seien alle Bekehrten nur sog. „Reischristen“, d. h. solche, die aus der Missionskasse ihre Nahrung erhalten, sei es nun durch direkte Unterstützung oder durch Anweisung von Arbeit. Je länger desto mehr wird jetzt die Nichtigkeit dieses Vorwurfs anerkannt, denn bei den Christen gilt der Grundsatz: „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen.“ Die Verhältnisse geboten früher eine andere Verfahrensweise. Wer Christ wurde, verlor damals alles: Familie, Vermögen, Kundschaft und Kredit; auch die Regierung nahm Partei gegen die Bekehrten, denn sie gab keinem eingebornen Christen eine Anstellung; alle Thüren waren ihnen verschlossen. Was konnte die Mission thun, als helfend eintreten und den neuen Brüdern und Schwestern auch Obdach und Nahrung verschaffen. Daß immer bloß Würdige unterstützt, daß nie Mißgriffe gethan worden wären in jenen Zeiten der ersten Liebe und Erfolge, wagt niemand zu behaupten; aber Unterstützung war Christenpflicht. Mit dem Jahre 1857 trat eine Aenderung ein; seither finden Christen Arbeit und Beschäftigung und dadurch ihr tägliches Brod, so daß man nicht mehr von Reischristen zu reden das Recht hat. Natürlich haben die Christen dadurch sehr in der Achtung der Heiden gewonnen. Verfolgungen um des Uebertritts willen werden einen Hindu noch immer treffen, aber er ist doch rechtlich geschützt, wenn er den Rechtsweg betreten will. Während er früher als Christ ein Verachteter war und blieb, kann er sich nun wohl die Achtung seiner Umgebung erwerben, wenn er fleißig und treu ist in seinem irdischen Beruf und standhaft im Bekenntniß der Wahrheit. Die Regierung hat jedenfalls an ihnen die treuesten Diener und Beamte und wird in Zeiten der Noth und Gefahr nur auf sie volles Vertrauen setzen können. Wie sehr ein Umschwung eingetreten ist in ihrer äußeren Stellung, zeigt u. A. der Umstand, daß jetzt schon manche Ge-

meinden einen Theil ihrer Ausgaben aus eigenen Mitteln bestreiten und ihre kirchlichen Angelegenheiten selbst leiten. Im Jahr 1872 steuerten die Hinduchristen beinahe 400,000 R. für den Unterhalt ihrer Seelsorger und Lehrer, sowie für den Bau von Schulen und Kirchen bei.

Von einigen Bekehrten gibt Leupolt ausführlichen Bericht, aus dem ersehen werden kann, einerseits mit welchen Schwierigkeiten sie zu kämpfen hatten, und andererseits welche Proben ihrer Standhaftigkeit sie ablegten. Von manchem Hindu oder Muhammedaner muß Leupolt freilich gestehen, daß es mit ihm bis an die Geburt kam, dann aber die Kraft ausgieng und keine Bekehrung erfolgte; schmerzlich sind solche Erfahrungen, aber noch viel schmerzlicher ist's, wenn schon Getaufte wieder zurückfallen und „die Welt lieb gewinnen.“ Auch an solchen fehlt es nicht, und der Berichterstatter verhehlt es in seinen Erinnerungen nicht. Doch erfreuen wir uns an jenen Beispielen.

Der erste, den er nennt, ist Kornelius. „Aufrichtigkeit und Empfänglichkeit, aber auch Furchtsamkeit sind bei ihm vereinigt gewesen, wie ich es nie bei einem Menschen sah; wenn man nur aus der Ferne ein Messer gegen ihn zog, so erschraf er.“ Das Evangelium hörte er in Ghasipur, und sobald es bekannt war, daß er gerne höre, fiengen die Verfolgungen an. Er hat nun Leupolt, nach Benares kommen zu dürfen. Als es sich um die Taufe handelte, meinte Leupolt, sein früherer Name sei schön, er brauche keinen neuen anzunehmen, aber Kornelius wollte keine Erinnerung an sein heidnisches Wesen, „alle unsere Namen sind mit dem Gögendienst verknüpft.“ Nach seiner Taufe ließ seine Frau ihm sagen, sie wünsche auch nach Benares zu kommen, worauf Kornelius gieng, um sie zu holen. Sobald er aber ankam, wurde er von den Verwandten eingesperrt. Auf Leupolt's Fürsprache hin erhielt er durch die Polizei die Frei-

heit wieder, und nun berichtete er, daß seine Verwandten ihn zuerst mit Bitten, hernach mit Drohungen zur Verleugnung seines Glaubens zu bringen gesucht hätten; darnach hätten sie ihn in gekrümmter, knieender Stellung festgebunden und wiederholt gezeißelt. Doch war er standhaft geblieben. Sie rasirten ihn dann nach Hinduart und machten ihm die heidnische Haarlocke, als ob er wieder Heide geworden wäre, ließen ihn hungern und dürsten, bis endlich die Polizei ihn befreite. Doch wollte Kornelius nicht, daß die Verwandten gestraft würden, denn er kannte das Wort: „Liebet eure Feinde.“ Später sandte ihm seine Frau die Scheidungsurkunde und ließ ihm sagen, sie verlange des Mannes Eigenthum; in beides willigte er ein ohne Widerrede. So bezeugte sich Kornelius stets als ein demüthiger, aufrichtiger, nachgiebiger und verjöhnlicher Mensch. Einst wurde er schwer beleidigt von einem Christen; da die Sache öffentlich geschehen war, sollte sie durch die christlichen Dorfsältesten entschieden werden, aber bei der Verhandlung erschien Kornelius allein und sagte, die Sache sei schon im Reinen, sie seien jetzt bessere Freunde als je. Auf Sonntag war das Abendmahl angezeigt worden mit der Aufforderung zur Verjöhnlichkeit, worauf Kornelius zu seinem Beleidiger gieng und denselben um Verzeihung bat. Dieser rief aus: „Was, du bist der Beleidigte und kommst zu mir? Bruder, vergieb mir!“ Nun knieten sie nieder, um mit einander zu beten, und damit war die Sache abgethan. Kornelius war in verschiedenen Stellungen und überall erwarb er sich den Namen eines wahrhaftigen, aufrichtigen, wenn auch schwachen Mannes. Während der indischen Revolution wurde er gefangen und mit dem Tode bedroht, da verleugnete er Christum einen Augenblick, bereute es aber gleich nachher und endlich verlor er doch sein Leben in jener Trübsalszeit. Er starb im Spital an den erhaltenen

Wunden in aufrichtigem Glauben an seinen Mittler und Erlöser.

Babu Juhanna (Johann) war dagegen ein kühner Bekenner, der, obwohl von der höchsten Brahmanenkaste, doch sich nicht schämte, sein Brod mit Handarbeit zu verdienen, während er den Taufunterricht empfieng. Als er eines Tages Holz trug, sah ihn ein hochgestellter Beamter; sogleich warf er sich jenem zu Füßen und wollte dieselben küssen. „Halt“, rief ihm Juhanna, „weißt du nicht, daß ich Christ werden will.“ — „Was, ein Christ? o welch' ein Thor!“ rief jener aus; wenn er in irgend einem Winkel einer Veranda sitzen und sich die Füße küssen lassen würde, könnte er mehr Geld machen in ein paar Stunden, als er jetzt die ganze Woche hindurch verdiene. Einige Jahre blieb er als Katechist in Benares, aber später wünschte er in seine Heimat zurückzukehren, um dort von dem Evangelium zu zeugen.

Ein anderer vornehmer Hindu besuchte Leupolt öfters, um unterrichtet zu werden; aber als er getauft werden sollte, gieng er zurück. Sein Hausmeister, auch ein Brahmane, war sein steter Begleiter in den Unterrichtsstunden gewesen, aber auch dieser blieb weg; sein Herr hatte ihn auf eine entfernte Besizung gesandt. Eines Tages erschien dieser Batschan und bat um die Taufe; „mein Herr ist zwar zurückgegangen,“ sagte er, „aber ich kann ihm nicht folgen, ich muß für meine Seele sorgen.“ Er wollte sogleich getauft sein, weil er vielen Verfolgungen ausgesetzt wäre, wenn sein Schritt vor der Taufe bekannt geworden wäre. Es lag kein Hinderniß vor, und er wurde getauft. Sein Herr söhnte sich schließlich mit dem Schritte aus und wollte ihn zwei Jahre auf seine Kosten studiren lassen; doch das war nichts für Batschan. Er war früher mit einem jungen Mädchen getraut worden, hatte aber 13 Jahre lang mit einer Konkubine gelebt,

von welcher er drei Kinder erhielt. Diese wollte auch Unterricht und die Taufe. Die Frage war nun, ob Batschan sein angetrautes Mädchen und die Konkubine behalten dürfe, oder welche von beiden entlassen werden müsse. Das Hindugesetz war klar, und die Aeltesten entschieden demgemäß, daß die Konkubine entlassen werden solle. Batschan unterzog sich schweren Herzens diesem Urtheilsspruch und sorgte noch nach Kräften für ihren fernern Unterhalt, auch ließ er seine drei Söhne bei ihr. Nach einiger Zeit verlangte er nun sein Mädchen zur Gattin, sie wurde ihm verweigert, und er mußte lernen, alle seine Sorgen auf den Herrn werfen. Seine Bemühungen, die angetraute Frau von ihren Sündenwegen zurückzubringen, waren erfolglos. Nach Jahren erst löste sich dieses Verhältniß durch ihren Tod, und nun konnte Batschan die Mutter seiner drei Söhne rechtlich heirathen. Er diente dann noch lange Zeit als freiwilliger Gehilfe der Mission und konnte manchem ein Wegweiser zur Seligkeit werden, ehe er in die obere Heimat versetzt wurde.

Einem anderen einfachen Christen gibt Leupolt das Zeugniß, daß er stets eine treffende Antwort bereit gehabt habe, wenn man ihn spottend oder fragend über das Christenthum ausforschen wollte. Einst während der Ueberfahrt über den Ganges griffen ihn einige Brahmanen an, die ihm seine Unwissenheit vorhielten, und ihn fragten, warum er denn seine Götter aufgegeben habe. Selim gestand seine Unwissenheit den gelehrten Brahmanen gegenüber gerne ein, „aber dennoch,“ sagte er, „weiß ich, daß ich recht gehandelt habe. Ich hatte einen ausgezeichneten und berühmten Hausgötzen, er war sehr schön gearbeitet und hatte viel Geld gekostet. Trozdem ich ihm alle Tage meine Verehrung darbrachte, half er mir doch nichts. Wenn ich den Götzen hier hätte und denselben mit der rechten, diesen kleinen Hund mit der linken Hand in den Ganges würfe, was würde

aus ihnen werden?“ Die gelehrten Brahmanen schwiegen, aber einer der Mitfahrenden sagte: „Der Göße würde versinken, das Hündchen aber an's Ufer schwimmen.“ — „Also,“ fuhr Selim fort, „ist der Hund größer als jener Göße; wenn er sich selbst nicht retten kann, wie viel weniger andere. Das habe ich erkannt und mich deshalb zu Christus gewendet.“ Ein anderes Mal wendeten ihm Brahmanen ein, sie kennten das neue Testament besser als er, der nicht einmal lesen könne; darauf sagte er: „Ganz recht, mein Koch kennt auch alle Thaten in meiner Speise, aber weiß doch nicht, wie sie schmeckt (wegen der Kastenverschiedenheit genießt der Koch nichts von der Speise seines Herrn, obgleich er selbst sie bereitet hat); ich weiß jenes nicht, aber dafür weiß ich, daß die Speise gut ist, denn ich esse davon. So halte ich es mit dem Evangelium: ihr kennt die einzelnen Theile, ich aber habe das Ganze.“

Doch ein weiterer Fall. Im Jahre 1867 kam ein junger Brahmane zu Leupolt und bat um Unterricht und baldigste Taufe; er war so gut unterrichtet, daß der Missionar den Verdacht hegte, er sei schon einmal getauft worden und suche nun unter diesem Vorwande äußere Hilfe. Der Jüngling leugnete dies aber auf's Bestimmteste und wünschte getauft zu werden, bevor seine Freunde vernähmen, wo er sei; einmal getauft, fürchte er sich nicht mehr, die Kaste sei dann dahin. Er wollte gerne auf dem Felde arbeiten; um sein Brod zu verdienen, doch da er gelehrt war und Sanskrit verstand, so fand sich eine andere Beschäftigung für ihn, und er wurde bald getauft, wobei er den Namen Dharma Sewak (Diener der Gottseligkeit) erhielt.

Nicht lange hernach vernahm Leupolt die einzelnen Umstände der Lebensführung dieses jungen Mannes durch einen Missionar in Dschaiपुर. Dharma Sewak war der adoptirte Sohn seines Onkels, welcher an dem Hofe des Königs von Dschaiपुर Hof-

meisler war. Dort hörte der Jüngling das Wort Gottes, wurde davon ergriffen und besuchte von da an den Missionar. Sobald dieses zu den Ohren des Onkels kam, erschrak dieser; zuerst versuchte er es mit freundlichen Worten, hernach griff er zu strengeren Mitteln. Als Dharma Sewak eines Tages in Begleitung von drei Christen aus der Stadt kam, wurde er mit seinen Freunden von den Soldaten ergriffen, die Christen beinahe zu Tode gezeißelt und er selbst im Gefängniß in den Stock gelegt. Um neun Uhr Abends wurde er auf die Wachtstube gebracht und hier die ganze Nacht mit Bitten und Fragen gequält. Da alles umsonst war, schloß ihn der Onkel im eigenen Hause ein; auch hier wurde er von heidnischen Freunden bestürmt, die ihm alle möglichen Vorstellungen und Versprechungen machten: Geld, Elephanten, Kameele, Frauen, alles sollte er haben. Er hatte bloß Eine Antwort: „Alles das ersetzt den Verlust meiner Seele nicht.“ Nachdem er eine Woche im Gefängniß gewesen war, wurde er auf ein Kameel gesetzt und nach Agra transportirt, um von da mit der Eisenbahn nach Allahabad geführt zu werden. Hier nahmen ihn Polizeisoldaten in Empfang, die ihn an den fürstlichen Hof brachten, woselbst er mit der größten Freundlichkeit behandelt wurde. Einige Monate verweilte er in dieser angenehmen Gefangenschaft, aber sie machte seinen Entschluß nicht wankend, und er packte heimlich seinen Bündel, verschah sich mit Geld und reiste eines Abends mit der Eisenbahn nach Benares. Während der Nachtfahrt, da er schlief, wurde ihm sein Gepäck, worin auch das Geld war, entwendet, und so kam er von allem entblößt nach Benares. Sein Wunsch war, ein Verkündiger des Evangeliums zu werden, „um seinen Landsleuten sagen zu können, was allein das Herz glücklich macht.“ Er studirte deßhalb fleißig, aber Gott hatte Besseres für ihn im Sinn. Trotz aller Pfllege und ärztlicher Kunst welkte er dahin und

nach zwei Jahren sank er in's Grab im fröhlichen, kindlichen Glauben und in der Gewißheit, bei Gott in Gnaden zu sein. Die Missionare hatten große Hoffnungen auf diesen jungen Mann gesetzt, aber sie sollten lernen, daß Gott seinen Rath wunderbarlich hinausführt.

Unter den Mitteln, die die Mission in Anwendung bringt, den Sauerteig des Evangeliums unter das Volk zu bringen, ist die Schule eines der wichtigsten, und eine der bedeutendsten dieser Anstalten ist das sogenannte Dschai-Narajana-Gymnasium und die damit verbundene Freischule in Benares. Diese Schule ist ein so auffallender Erfolg der Missionsthätigkeit, daß Leupolt ihrer besonders Erwähnung thut.

Nadscha Dschai Narajana hatte früher in Kalkutta gewohnt, war aber auf den Rath der Brahmanen nach Benares gezogen, um dort in dem heiligen Flusse täglich zu baden und Wasser zu trinken, damit er genesen von seiner langwierigen Krankheit. Trotzdem er den Rath gewissenhaft befolgte, wurde es in Benares immer schlimmer mit ihm. Einst traf ihn ein Engländer, der ihn mit den Worten anredete: „Nadscha, ihr seid sehr krank, warum befragt ihr keinen Arzt?“ Dieser erwiderte: „Ich gehe dem Tode entgegen, ich habe große Summen für Aerzte und Opfer verbraucht, aber alles ist umsonst.“ — „Ich kenne einen Arzt,“ erwiderte der Engländer, „der euch gesund machen könnte, wenn ihr euch seinen Bedingungen unterziehen wollt.“ — „Wie viel verlangt er? 10,000 Pfund Sterling oder 15,000?“ — „Das genügt ihm nicht, der Arzt, von dem ich rede, verlangt kein Geld, er will das Herz, denn es ist Jesus Christus. Bittet Ihn, daß er euch gesund mache und brauchet einige einfache Heilmittel.“ Der Nadscha gehorchte dem wohlmeinenden Rathe und in weniger als vier Monaten konnte er drei Meilen weit zu Fuß gehen. Nach seiner Genesung fragte

er seinen englischen Freund, in welcher Weise er jenen guten Arzt belohnen könne; dieser antwortete: „Gebt ihm euer Herz, bauet eine Schule und gebet die Mittel zu ihrer Fortführung. Wie weit das erste geschah, weiß man nicht, doch soll der Radscha täglich in der Bibel gelesen und gebetet haben. Die Schule wurde gebaut; die Regierung gab auch ihren Beitrag dazu. Im Anfang hatte dieselbe mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, da keine rechte Aufsicht war und kein tauglicher Vorsteher gefunden wurde. Da hörte der Radscha von einem Herrn Corrie, einem englischen Kaplan, der ein großer Freund der Eingebornen sei. Er wußte schon etwas von der Kraft des Gebets und schickte nun seine Bitten zu Gott empor, daß er diesen Herrn Corrie nach Benares senden möchte, und wirklich wurde er dorthin versetzt. Sobald der Radscha davon hörte, fuhr er zu ihm und frug ihn um Rath. Herr Corrie wußte, daß niemand besser für die Schule sorgen würde, als die Missionare, und rieth daher dem reichen Manne, das ganze Gebäude sammt allen zugehörigen Stiftungen einfach der kirchlichen Missionsgesellschaft zu übermachen. Ohne zu zögern, fuhr nun der Radscha in die Stadt zurück, kaufte ein Stempelpapier für 200 M., schrieb unten auf dasselbe seinen Namen hin und bat dann Herrn Corrie alles übrige nach eigenem Gutdünken auszufüllen. So kam mit einem Federzug das prächtige Schulhaus, das 110,000 M. gekostet hatte, an die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft! Nach und nach mehrte sich die Schülerzahl, auch weitere Lehrer wurden angestellt und der ursprüngliche Lehrplan erweitert; gegenwärtig wird die Anstalt von etwa 600 Schülern besucht.

Die Missionare verhehlen es auch nicht im Mindesten, was sie mit ihren Schulen für eine Absicht haben; als bei der Eröffnung einer höheren Schule ein Missionar vor den vielen anwesenden Heiden klar und deutlich auseinandersetzte, es sei ihr

Wunsch und Gebet zu Gott, daß recht viele ihrer Schüler Christen werden möchten, da wunderten sich die Leute bloß über die Deutlichkeit, mit welcher jener Zweck hier öffentlich ausgesprochen wurde, durchaus nicht über die Sache selbst, und sie lobten den Redner für seine Aufrichtigkeit.

Aus der Dschai-Marajana-Schule nun sind einige Christen hervorgegangen, die wohl einer Erwähnung werth sind. Eines Tages kam ein Jüngling von 14—16 Jahren zu Leupolt mit dem Wunsche, Christ zu werden. „Meine Götter,“ sagte er, „sind Holz und Stein und die Inkarnationen des Wischnu sind zum Theil Thiere, zum Theil Betrüger und liederliche Gesellen, ich kann nicht länger ein Heide bleiben, Jesus Christus ist allein der rechte Helfer.“ Leupolt erlaubte ihm, da zu bleiben, doch warnte er ihn vor einem übereilten Bruch mit der Kaste. Diese Ermahnung kam zu spät, denn er hatte schon seine Haarlocke abgeschnitten, seine Brahmanenschnur zerrissen, ja sogar mit Christen gegessen. Seine Freunde suchten ihn und wollten ihn veranlassen, zurückzukehren, und als er nicht freiwillig gieng, holten ihn zwei Polizeidiener mit einem, wie sich später herausstellte, gefälschten Verhaftsbefehl; als dieser Betrug aufgedeckt war, wurde er natürlich freigegeben. Nun kamen seine Verwandten, seine Großmutter, Tante und Schwiegermutter, endlich auch sein beinahe hundertjähriger Großvater; bald baten sie, bald drohten sie, aber alles umsonst; es gab einen eigentlichen Aufstand in der Stadt, denn trotzdem der Knabe arm und verwaist war, gehörte er einer sehr vornehmen Familie an. Als alles nichts fruchtete, wandten sich seine Verwandten an die Gerichte, und von diesen wurde er dem Großvater zugewiesen. Die Freunde suchten nun aus anderen Gerichtshöfen Kopieen von Urtheilssprüchen in ähnlichen Fällen zusammen und fiengen den Prozeß von neuem an; sehr wahrscheinlich wäre es ihnen auch

gelingen, dem Knaben Recht zu verschaffen, schließlich erklärte zu ihrem Schmerze aber der Knabe selbst, daß er nun doch mit dem Großvater gehen wolle. Mit ungeheurem Jubel wurde diese Erklärung von den Heiden begrüßt und der Knabe im Triumphe davongeführt. Am nächsten Tage bat er aber schon wieder um Aufnahme bei den Missionaren. Auf die Frage, warum er am vorigen Tage sich anders ausgesprochen habe, gab er zur Antwort, vor dem Gerichtshause sei eine große Zahl gedungener Leute gewesen, die ihn und die Missionare sicher übel behandelt hätten, wenn er mit ihnen gegangen wäre. Das Gericht blieb bei seinem Urtheilsspruch, doch der Knabe entrannte wiederholt seiner Gefangenschaft, bis endlich der Großvater weich wurde und dem Knaben den Willen ließ, besonders als sich der Missionar herbeiließ, ihm monatlich eine kleine Unterstützung zu versprechen, als Ersatz für die Almosen, die der Knabe als hochverehrter Brahmane bisher empfangen hatte. Kaum 8 Tage nach dieser Uebereinkunft erkrankte der alte Mann, und er selbst hielt seine Krankheit für eine Strafe Gottes für seine Widersetzlichkeit; nach wenigen Tagen war er eine Leiche.

Die Befehrungsgeschichte eines gewissen Muni Lal ist ähnlich wie die eben angeführte, doch endigte sie traurig. Unter viel äußerlicher Trübsal, aber mit großem Frieden Gottes im Herzen erstritt er sich seine Freiheit von seinen Verwandten und Richtern und wandelte dann, wie es einem wahrhaftigen Christen geziemt. Eines Tages wurde er von einem Brahmanen zu Tische geladen und von da an kränkelte er, bis endlich sein Verstand sich verdunkelte und er in einer Irrenanstalt untergebracht werden mußte; er hatte Gift erhalten! Aber auch jetzt noch hatte er lichte Stunden, in denen er Gott pries, ja seinen Leidensgefährten das Evangelium anpries. Er erholte sich anscheinend, so daß man ihn entlassen wollte, aber er bat auf das Dringendste, ihn

dort zu belassen, wo ihm die nöthige Pflege und Aufsicht zu Theil werde. So blieb er bis an sein Ende ergeben in den Willen Gottes und glücklich in der Gemeinschaft seines Heilandes.

Das Jubiläumsfest der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, das Leupolt in Indien mitfeierte, zeigte recht deutlich den Erfolg, den die Arbeit der Brüder gehabt. Er erzählt, die eingebornen Christen hätten den Morgen des betreffenden Tages durch 22 Schüsse begrüßt, und als er sich erkundigte, warum es 22 gewesen, hieß es, die Königin Viktoria, die größte Machthaberin auf Erden, erhalte 21 Schüsse, der König der Könige müsse noch mehr haben. Die Christen hatten Kokosnüsse ausgehöhlt, mit Berg fest umwunden und dann mit Pulver angefüllt, — das waren die Kanonen. Um sieben Uhr gieng's dann zur Kirche, in welcher über 300 erwachsene Heidenchristen versammelt waren und viele Ansprachen gehalten wurden. Einer der älteren Katechisten, Christian Triloka, zeichnete den Zustand Indien's zur Zeit, da er noch ein Knabe war: „Eines Tages“, sagte er, „kam ein Christ in unser Dorf, es war ein Polizeidiener. Wir alle bemitleideten den armen Menschen als einen Unglücklichen und Verlorenen, und fünf Jahre hernach wurde ich selbst ein Christ! Hindostan war ein Land, da dunkle Nacht herrschte, und bloß einige Sterne waren sichtbar, das waren einzelne Worte der Vedas und Aussprüche der alten Rischis. Hernach stund der Halbmond auf, der Muhammedanismus, er verbreitete mehr Licht, aber es war nicht eigenes, sondern geborgtes, und es konnte die Erde weder erwärmen, noch befruchten. Dann endlich, als es am hoffnungslosesten aussah, gieng die Sonne selber auf, die Sonne der Gerechtigkeit mit Heil unter ihren Flügeln. Die Sterne verschwanden, der Mond verblüht vor dem Glanze dieses Lichtes, und nun kam Wärme, Leben und Freude.

Wo Jesus Christus hinkommt, da erzeugt er Leben, Freude, Friede und Seligkeit.“ Um 5 Uhr Abends saßen 269 eingeborne Christen zu einem gemeinschaftlichen Essen nieder, darunter einige Gäste aus der Londoner Missionsgesellschaft, und viele Europäer und Heiden kamen, um sich mit zu freuen. „Das nächste wird sein,“ rief einer der letztern aus, „daß wir alle Christen werden.“ Und ein anwesender Katechist der Londoner Missionsgesellschaft erinnerte an die Zeit, da er nach Benares gekommen: damals seien es sieben eingeborne Christen, nämlich zwei Katechisten mit ihren Frauen, ein altes Weib, ein Mann und ein Kind gewesen, von einer Gemeinde, geschweige denn von einer Kirche sei nicht die Rede gewesen, und jetzt stehe ein ganzes Christendorf mit einer Kirche da, und mehrere Kapellen seien in der Stadt, und eine schöne Zahl von Auetern Gottes im Geist und in der Wahrheit. „Der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich.“

Ja, der Herr hat Großes an und in Indien gethan. Das geht auch aus diesen „Erinnerungen“ unseres lieben alten Bruders Leupolt hervor. Er und alle, die mit ihm des Tages Last und Hitze getragen haben, legen einstimmig dafür Zeugniß ab, daß es kein schöneres Loos, keine herrlichere Aufgabe für einen Jünger Jesu gebe, als in Indien Missionar zu sein. O, daß doch unsere jungen Leute, Theologen, Lehrer u. A. das glauben und auch hinausrücken möchten in den heiligen Krieg!

Tractate à 5 Cts. = 4 Pf.

Bilder aus der Heidenwelt. — Das Waisenhaus in Benares. — Gottes Werk auf den Inseln der Südsee. — Der Häuptling von Fallangia. — Obusinna. — Abraham und seine Trommel. — Ein Gnani von Travankor. — Das Armenhaus in Talatscheri. — Die kleine Marie. — Oquomi. Pitcairn und Norfolk. — Verloren und gefunden. — Missionsgeschichte Deutschlands (6 Hefte in 1 Umschl. zusammen 20 Pf. oder 25 Cts.). — Tschin, der arme Chinesenknabe. — Tschiwana. — Der kleine Ludwig. — Bartimäus, der blinde Prediger. — Der gute schwarze Doktor. — Das Evangelium in China. — Die Mädchenanstalt in Hongkong. — Paulo Mohenu, der bekehrte Fetischpriester. — Der Göpfe Schagannath. — Missionsansänge in Labrador. — Wasserquellen in der Wüste. — Die Kolz in Tschota-Nagpur. — Die Schanars in Tinnewelli. — Das Waisenhaus in Bettigeri. — Das Evangelium, ein Geruch des Todes zum Tode. — Leichte und schwere Garben vom Missionsfeld. — Der kleine Pelikan. — „Bibellesen säumet nicht.“ — Ein australischer Erstling. — „Weg hat Gott allenwegen.“ — Heidenmission in London. — John Wood, ein Lebensbild aus der westafrikanischen Mission.

Tractate à 10 Cts. = 10 Pf.

„Mein Lieber, willst du ein Christ sein, so hilf die Heiden bekehren.“ — Wilajat Ali, der Märtyrer von Delhi. — Der Rinderraub in Karasch. — Reise Aehren vom Missionsfeld in Süd-Mahratta. — Zehn Jahre auf der Goldküste. — Lebensgeschichte von H. A. Kaundinja. — Dilawar Chan. — Der Asante-Krieg und die Mission auf der Goldküste. — Hekschin, ein chinesischer Christ vor hundert Jahren. — Warum bist du nicht glücklich? — Ein Miniaturbild aus der Südsee. — Robert Morrison, der erste evangel. Miss. in China (mit Bild 35 Cts. = 30 Pf.)

Tractate à 15 Cts. = 15 Pf.

Stephan Dsing, ein chinesischer Nathanael. — Die Gesangenschaft der Missionare Ramsfeyer und Kühne. — à 20 Cts. = 15 Pf. Salma, das Santal-Mädchen; des Trappers Bekehrung; der Gebetsbund. — Henry Budd's Leben und Wirken. — Licht im Dickicht. — Jakob Hemberger, der Missionsarzt.

Tractate à 25 Cts. = 20 Pf.

Aneaso, der Neger aus dem Ibolande. — Der indische Fürstsohn Jakob Ramawarna. — Gopinath Rando, der Märtyrer von Allahabad. — Erlebnisse aus dem indischen Militär-Aufstande von 1857. — Philipp Tschandran und sein Vaterhaus. — Henry Martyn. — 20 Bilder aus der Missionswelt, zwei Hefte. — Die Mission in Abessinien. — Ein Arbeitstag. Das Leben einer selig Vollenbeten. — Die Universitäten in ihrem Verhältniß zur Mission. — Weltkarte der Mission mit Beschreibung und Aufruf. — Die beiden Muhammedaner Sabat und Abdul Messih. — Missionsgeschichte der Schweiz. — Zum Andenken an Missionar Ph. Winnes. — Dr. John Scudder's Leben und Wirken. — William Carey und seine Mitarbeiter (mit Bild 50 Cts.) — Missionar Chamberlain's Leben. — Allerlei aus aller Welt.

Tractate à 30 Cts. = 25 Pf.

Der Elefantenvührer Gowinda. — John Baptist Dasalu. — Ein alter Veteran. — Das Evangelium in Santalistan. — Dr. Duff's Leben und Wirken. — Metlakabla.

Tractate à 30 Cts. = 30 Pf.

Leben des Missionar Martig in China. — Georg Adam Kipling, ein Missionsleben in Afrika und Neuseeland. — Die Volksstämme der Nilagiris. — Das Leben David Zeisberger's. — Basler Missionsstationen, I. Hest China und Afrika. — August Steinhäuser, ein Bild aus der westafrikanischen Mission.

Tractate à 35 Cts. = 30 Pf.

Morgenroth für Afrika. — Fromme Heiden.

Tractate à 50 Cts. = 40 Pf.

Christian Gottlieb Weigle, Basler Missionar in Süd-Mahratta.

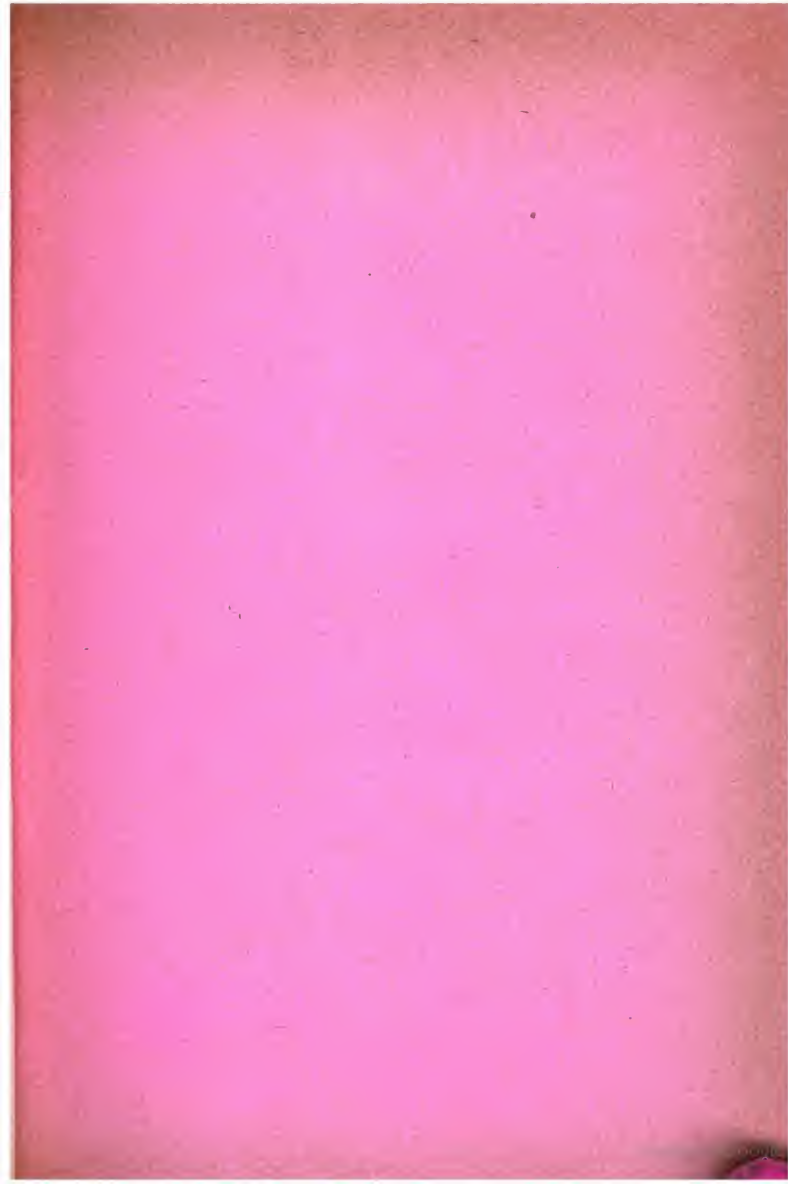
Jakobs Pilgerleben , v. Pfr. Wagner	broch. Fr. 2. — =	Mf. 1. 60
Missionskalender	geb. in Leinw. Fr. 3. — =	" 2. 40
Egensfrüchte des Evangeliums		35 Ct. = 30 Pf.
		40 Ct. = 35 Pf.

Vier Jahre in Asante. Tagebücher d. Miss. Ramseyer und Kühne aus der Zeit ihrer Gefangenschaft. Zweite verm. Aufl. Fr. 3. Fr. 3. 50. Fr. 4. 50. Fr. 6.		
Ostertag, Uebersicht. Gesch. d. protest. Missionen	" 1. 25 =	Mf. 1. —
— Entstehungsgeschichte der evangel. Missionsgesellschaft in Basel, mit kurzen Lebensumrissen der Väter und Begründer der Gesellschaft	" 1. 25 =	" 1. —
Irkon, Malabar u. d. Missionsstation Talatscheri	" 1. 25 =	" 1. —
Samuel Hebig, ein Beitrag zur Geschichte der indischen Mission	" 1. 25 =	" 1. —
— Fest-Predigten	" 1. — =	" —. 80
— Predigten über den Thessalonicherbrief	" 1. — =	" —. 80
— Das Geheimniß vom Wesen und Willen des dreieinigen Gottes und unserer ewigen Erwählung. 60 Predigten, 2 Theile broch. à	" 3. — =	" 2. 40
Mögling und Weitbrecht, das Kurgland	" 3. — =	" 2. 40
Lechler, acht Vorträge über China	" 1. 50 =	" 1. 20
Oppler, Geschichte der armenisch-evangelischen Gemeinde in Schamachi	" 1. — =	" —. 80
Geschichte d. Mission auf d. Sandwich-Inseln	" 1. — =	" —. 80
Missionsliederbuch	" 2. 50 =	" 2. —
	geb. in Leinw. " 3. 50 =	" 2. 80
Männerchöre zum Gebrauch der evangelischen Missionschule in Basel, dritte Auflage	" 4. 50 =	" 3. 60
Mottete: „O Jerusalem, ich will Wächter auf deine Mauern stellen.“ 4-stimmig für Männerchor	" —. 50 =	" —. 40
Atlas der evangel. Missionsgesellschaft zu Basel, 11 Karten	" 5. — =	" 4. —
Daraus einzeln: Weltkarte	" —. 50 =	" —. 40
Karte der Goldküste	" 1. — =	" —. 80
Tannenreiser. Von der Verfasserin der „Raisblumen“, elegant auf Leinwand geb.	" 2. 50 =	" 2. —
Quistorp, Pastor W., Passionspredigten	" —. 50 =	" —. 40
Dein Reich komme. Sammlung kirchlicher Zeugnisse von den Predigern Basels	" 1. 50 =	" 1. 20
Ein Capitel aus dem Evang. Matthäi, ausgelegt in Predigten von Prof. Riggenbach	" —. 50 =	" —. 40
Missionsalbum, 2 Hefte je	" 1. — =	" —. 80

Zeitschriften:

Evangelisches Missionsmagazin in Monatsheften, Preis des Jahrgangs: In Basel	Fr. 5. —
Für die Schweiz: Kreuzb. franco od. i. Postabonnement	M. 5. 60
„ Deutschland: im Buchhandel oder Postabonnement	M. 5. —
Kreuzband franco	" 5. 20
Der evang. Heidenbote, monatl., in Basel Fr. 1. 20 =	" 1. —
Für die Schweiz: Kreuzband franco	Fr. 1. 50
im Postabonnement	" 1. 70
„ Deutschland: Kreuzband franco	M. 1. 40
im Postabonnement ohne Belieferungsgeb.	" 1. 35

Ältere Jahrgänge werden zu bedeutend herabgesetzten Preisen abgegeben.





Andetende Hindus.

NON-CIRCULATING

THE BURKE LIBRARY
UNION THEOLOGICAL SEMINARY



50128071

